Felix Platter unterwegs von Bern nach Lausanne 12.-14. Oktober 1552

Autor(en): **Boschung, Peter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Freiburger Geschichtsblätter**

Band (Jahr): **72 (1995)**

PDF erstellt am: **15.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-340783

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

FELIX PLATTER UNTERWEGS VON BERN NACH LAUSANNE

12.–14. Oktober 1552

PETER BOSCHUNG

In den Vortragsprogrammen des Deutschen Geschichtsforschenden Vereins des Kantons Freiburg kam in den letzten Jahren mit gewichtigen Beiträgen, die in den Geschichtsblättern veröffentlicht wurden, *die Reiseliteratur* zur Sprache. Bei großzügiger Auslegung des Begriffs lassen sich in diesen Rahmen auch die frühen amtlichen Aufzeichnungen stellen, mit deren Bearbeitung Ernst Tremp den Reigen dieser Vorträge eröffnete[1]. Denn auch die hohen Herrschaften und ihre Gefolge waren Reisende, nur haben hier nicht sie das Wort, sondern berichtet wird über sie und ihre Bedeutung, die Rede ist von Vorbereitungen, Festlichkeiten zu ihren Ehren, von ihrem Verhalten, vom politischen und wirtschaftlichen Nutzen, vom Aufwand und von den Kosten ihres Besuchs: Es sind Berichte aus der Sicht der Besuchten.

Das Schwergewicht auf das 18. und 19. Jahrhundert legend, untersuchte Rosmarie Zeller umfassend «Konstanten und Wandel des Interesses und der Wahrnehmungsweisen der Reisenden», soweit diese in der literarischen Gattung der Reiseberichte faßbar sind[2].

Als einzigartiges Exempel dazu stellte uns Walter Haas das Reisetagebuch des Sachsen Hans von Waltheym aus Halle vor, die

[1] Ernst TREMP, *Könige, Fürsten und Päpste in Freiburg. Zur Festkultur in der spätmittelalterlichen Stadt*, in: Freiburger Geschichtsblätter (FG) 68 (1991), S. 7–57.

[2] Rosmarie ZELLER, *«Abenteuerlicher und sonderbarer kann wohl kaum eine Stadt in der civilisirten Welt liegen». Reisende über Freiburg und die Freiburger*, in: FG 68 (1991), S. 139–191.

Beschreibung seiner Pilgerfahrt zum Heiligtum der heiligen Maria Magdalena zu Saint-Maximin-Les-Baumes (Provence) im Jahre 1474, die Hinfahrt den Reliquien von Heiligen gewidmet, der Heimritt eine Vergnügungsreise, die als Flucht vor der Pest endete[3]. Die anläßlich des Zwischenhalts in Freiburg im Üchtland gemachten Notizen gelten als ältester Bericht eines Fremden über unsere Hauptstadt, und die scharfsinnige Analyse dieser Aussagen bildet das Hauptstück der Arbeit von Walter Haas.

Der zweitälteste Bericht dieser Art stammt vom Basler Felix Platter, der 1552, 78 Jahre nach Waltheym, ebenfalls hier durchritt. Person, Lebenswerk und Reisebericht sind mehrfach erforscht, wissenschaftlich bearbeitet und bekannt gemacht worden, am ausführlichsten durch die Biographie von Valentin Lötscher[4]. Sie dient meinem Aufsatz als Grundlage und Hauptquelle. Platters Aussage über Freiburg ist, wortkarg und nicht ohne weiteres verständlich, aber, einmal entschlüsselt, nicht ohne Interesse für uns, und der Vergleich mit Waltheym und seinem Bericht drängt sich geradezu auf.

I. Zur Person

1. Herkunft

Felix war das erste Kind des Ehepaares Thomas Platter (1499 oder 1507–1582) aus Grächen im Mattertal (Wallis) und der Anna Dietschi (1495–1572) von Wipkingen bei Zürich. Thomas hatte als Halbwaise, Verdingbub und Geißhirt entbehrungsreiche Kinderjahre überlebt, sieben Jahre lang als ausgebeuteter Begleiter und Zuträger fahrender Scholaren, ohne selber studieren zu können, halb Deutschland durchwandert, dann in Zürich und Basel während der Seilerlehre Latein, Griechisch und Hebräisch gelernt; kurz wirkte er in Visp als Seiler, Krämer und Lehrer. Im Dienste

[3] Walter Haas, *Hans von Waltheyms Pilgerreise und sein Besuch in Freiburg (1474)*, in: FG 69 (1992), S. 7–40.

des bischöflichen Leibarztes zu Pruntrut erwarb er sich einige medizinische Kenntnisse. Nach einem Versuch als Buchdrucker in Basel nahm er eine Lehrstelle am dortigen Gymnasium an, wurde Rektor und brachte die Schule während rund vierzig Amtsjahren zu hohem Ansehen. Nebenbei betrieb er, um sein Einkommen zu verbessern, eine Kostgeberei für Studenten. Er gelangte nach Jahren bitterer Armut zu bescheidenem Wohlstand und war als Humanist hoch angesehen[5]. Seine *Erinnerungen*, 1572 geschrieben, gelten als «einmaliges Kabinettstück»[6].

Felix, 1536 geboren, hatte es leichter im Leben. Der gelehrte und weitsichtige Vater forderte und förderte ihn von Anfang an, erzog ihn streng und hielt ihn zu geistiger und körperlicher Arbeit an. Der Sprößling war frohmütiger und kontaktfreudiger Natur, vielseitig, auch handwerklich begabt und wißbegierig, lernte schwimmen, reiten, mehrere Musikinstrumente und Theater spielen, früh fiel er auf durch Freude an schönen Kleidern, Ehrgeiz und Streben nach Reichtum und Ansehen[7]. Nach dem Unterricht beim Vater begann er im Herbst 1551 aus eigenem Antrieb und auf väterlichen Wunsch das Studium der Physik und der Medizin. Unbefriedigt vom Betrieb an der Universität vor der Haustüre, die damals nicht im besten Ruf stand, reiste er im Herbst 1552 an die Universität Montpellier[8].

[4] Felix Platter, *Tagebuch (Lebensbeschreibung) 1536–1567*, im Auftrag der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel herausgegeben von Valentin Lötscher, Basel–Stuttgart 1976. Alles archivalisch Wissenswerte über das Tagebuchmanuskript, die Lebenserinnerungen und Abschriften davon, sowie über seine Edition erörtert Lötscher in der Einleitung S. 9, 29–36. Der gesamte schriftliche Nachlaß Felix Platters befindet sich in der Universitätsbibliothek Basel.

[5] Lötscher (wie Anm. 4), S. 9–12.

[6] Richard Feller, Edgar Bonjour, *Geschichtsschreibung der Schweiz vom Spätmittelalter zur Neuzeit*, Bd. 1, Basel–Stuttgart [2]1979, S. 211–213, 255–258. – Veröffentlicht und kommentiert haben die *Erinnerungen* Heinrich Boos, *Thomas und Felix Platter. Zur Sittengeschichte des XVI. Jahrhunderts*, Leipzig 1878, und Alfred Hartmann, *Thomas Platter d. Ä. Lebensbeschreibung*, Basel 1944.

[7] Lötscher (wie Anm. 4), S. 12f.

[8] *Schweizer Lexikon*, Zürich 1945–1948, Bd. IV, Sp. 1443: Montpellier, heute Hauptstadt des Departements Hérault in der südfranzösischen Landschaft Languedoc zwischen Mittelmeer, Unterlauf der Rhone, Garonne und Pyrenäen.

2. *Die Reise nach Montpellier*[9]

Sie führte über den Oberen Hauenstein, Balsthal, Solothurn, Bern, Freiburg, Lausanne, Genf, Lyon, Avignon, Nîmes an seinen Studienort und dauerte, von Rasttagen in Genf, Lyon, Avignon kurz unterbrochen, vom 10. bis zum 30. Oktober 1552. Schweren Herzens hatte Mutter Anna den sechzehnjährigen Knaben, der kein Französisch verstand, ziehen lassen; der strenge, vor allem auf eine erstklassige Ausbildung bedachte Vater Thomas konnte ihm nur einen bescheidenen Zehrpfennig mitgeben, hatte ihm jedoch ein kleines, zuverlässiges Pferd gekauft und sich um vertrauenswürdige Begleiter bemüht; er vertraute ihn dem Bekannten Thomas Schöpflin aus Breisach[10] und einem Herrn Robert aus Paris[11] an, der die beiden Studenten in Genf verließ und heimwärts reiste. Dort fand Felix durch die Vermittlung Calvins, dem er einen Brief des Vaters zu übergeben hatte, im Wundarzt Michel Hérouard aus Montpellier einen neuen, weltgewandten Gefährten und Beschützer. Nach mancherlei Mühsalen und Gefahren – Räuber im Jorat, rohe Schiffsleute in Avignon, schwierige Flußübergänge – kam er am 30. Oktober 1552 glücklich am Ziel an. In dieser Zeit gewöhnte er sich, Erlebnisse und Geldausgaben im Tagebuch festzuhalten[12].

[9] LÖTSCHER (wie Anm. 4), S. 127–144.

[10] LÖTSCHER (wie Anm. 4), S. 129, Fußnote 13: «Thomas Schöpf(lin) von Breisach, 1520–1577. Stud. Basel 1542, Schulmeister zu St. Peter in Basel seit 1544, Musiklehrer des Felix, stud. Montpellier 1552/53. 1553 Dr. med. Valence, 1554 Stadtarzt in Colmar, 1565–1577 Stadtarzt in Bern»; Richard FELLER, *Geschichte Berns*, Bd. II, Bern 1953, S. 289: Der Stadtarzt Thomas Schöpf gab 1578 die erste Karte des Kantons Bern heraus (sie berücksichtigt auch den eingeschlossenen Kanton Freiburg); Anton VON TILLIER, *Geschichte des eidgenössischen Freistaates Bern*, Bern 1838, Bd. III, S. 605: Thomas Schöpf starb 1577 in Bern an der Pest; Heinz E. HERZIG, *Thomas Schoepfs «Tabula arctographica» als Beitrag zum bernischen Selbstverständnis*, in: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde 54 (1992), S. 164–172.

[11] LÖTSCHER (wie Anm. 4), S. 129: «...Robertus, ein feiner Mensch».

[12] LÖTSCHER (wie Anm. 4), S. 146: Die Ausgaben auf der Reise nach Montpellier.

3. Studienaufenthalt und Rückreise[13]

Felix Platter hielt sich vier Jahre und vier Monate in der Universitätsstadt Montpellier auf[14]. Während seines ganzen Aufenthalts hatte er – ohne Bezahlung – Unterkunft und Kost beim Apotheker Laurentius Catalan. Als Gegenleistung nahm Vater Thomas später die Söhne Jakob und Gilbert Catalan in seine Kostgeberei auf. Die damaligen Medizinprofessoren der Universität Montpellier, der ältesten und bedeutendsten Hochschule Frankreichs nach Paris, waren berühmt und zogen zahlreiche angehende Ärzte aus ganz Europa an. Hier wurde Felix vom 30. Oktober 1552 bis 27. Februar 1557 theoretisch und praktisch ausgebildet in Botanik, Zoologie, Anatomie und Chirurgie, in Diagnostik, Therapie und Pharmakologie, lernte die Herbar- und Skelettiertechnik, machte sich in Catalans Apotheke nützlich, nahm am gesellschaftlichen Leben namentlich der deutschsprachigen Studenten teil und lernte auf Exkursionen die nähere und fernere Umgebung kennen. Ohne Französischkenntnisse, auf sein Latein, die Unterrichtssprache aller Universitäten vertrauend, war er abgereist; hier wurde ihm das Provenzalische zur geläufigen Umgangssprache; dabei nahm er auch die schnelle Sprechweise der Südländer an, die ihm der Vater nach der Heimkehr rügte und wieder abgewöhnte[15].

Nachdem der Student am 28. Mai 1556 zum Baccalaureus der Medizin befördert worden war, drängte der Vater auf baldige Heimkehr: zum Abschluß mit dem Doktorat, zur Heirat, die er für den Abwesenden eingefädelt und vorbereitet hatte, zum Eintritt ins Erwerbsleben und in die stadtbürgerliche Selbständigkeit. Trotzdem brach Felix erst am 27. Februar 1557 auf, wählte aber nicht die kürzeste Strecke, sondern leistete sich auf einem weitausholenden Umweg durch halb Frankreich eine zehnwöchige

[13] LÖTSCHER (wie Anm. 4), S. 147–263 und 264–292.
[14] LÖTSCHER (wie Anm. 4), S. 144–263.
[15] LÖTSCHER (wie Anm. 4), S. 297: «...mein vatter ermant mich, nit zu schnell ze reden, wie die Welschen sunst im brauch haben...»
[16] Johannes KARCHER, *Felix Platter, Lebensbild des Basler Stadtarztes 1536–1614*, Basel 1949, S. 11–24.

Bildungsreise[16], wobei er sich Zeit nahm, möglichst viele Sehenswürdigkeiten zu besichtigen. In Paris versäumte er sich dreieinhalb Wochen lang[17], am 9. Mai 1557 hatte ihn Basel wieder.

Nach fleißigen Vorbereitungen, Vorprüfungen und öffentlichem Examen wurde Felix am 20. September 1557 an der Universität Basel zum Doktor der Medizin promoviert. Am 22. Oktober vermählte er sich mit der schönen und wohlhabenden Schererstochter Magdalena Jeckelmann und eröffnete sogleich seine Praxis[18].

4. *Die berufliche Laufbahn*

Auf einen mageren Anfang folgte bald ein erfreulicher Zulauf, Kollegen und Obrigkeit begannen Felix auch als Anatomen zu schätzen. 1559 wurde er Dozent für dieses Fach, 1562 Dekan, 1570 erstmals und später noch fünfmal Rektor, 1571 Stadtarzt und Professor für praktische Medizin[19]. Dieses Doppelamt ermöglichte es ihm, die Studenten nicht nur theoretisch, sondern an den Kranken der ihm unterstellten Spitäler auch praktisch auszubilden[20]. Daß er entscheidend dazu beitrug, die medizinische Fakultät zeitgemäß-fortschrittlich zu reorganisieren, die von Andreas Vesal begründete anatomische Richtung und die experimentelle Methode einzuführen, wird zu seinen bleibenden Verdiensten um die erste Schweizer Universität gerechnet[21]. Die Psychiatrie rühmt ihn als einen frühen Vertreter einer humaneren Behandlung der Geisteskranken[22].

Einen Platz im Gedächtnis der Nachwelt hat sich Felix Platter vor allem durch seine Schriften gesichert, zuerst durch jene, die lange als Lehrmittel gute Dienste leisteten. 1583 veröffentlichte er sein Anatomiewerk *De corporis humani structura et usu*, 1602–1608 unter dem Titel *Praxis medica* die dreibändige Zu-

[17] Lötscher (wie Anm. 4), S. 278–285.
[18] Lötscher (wie Anm. 4), S. 304–328 und 334–338.
[19] Lötscher (wie Anm. 4), S. 18.
[20] Karcher (wie Anm. 16), S. 39.
[21] Lötscher (wie Anm. 4), S. 19.
[22] Lötscher (wie Anm. 4), S. 21; Karcher (wie Anm. 16), S. 62–71.

sammenfassung seiner Vorlesungen, 1614 die *Observationes*, die Sammlung von 680 Krankengeschichten aus 56 Jahren Praxis als Hausarzt, Professor, Stadt-, Spital- und Gerichtsarzt[23].

Auch heute noch aufschlußreich ist sein Pestbericht. Von den sieben Seuchenzügen zwischen 1536 und 1611 hatte er die fünf letzten als verantwortlicher und stets hilfsbereiter Stadtarzt miterlebt. Über die letzte Epidemie (1609–1611) hat er genau Buch geführt, die Stadthäuser und ihre Insassen, die Erkrankten, Geheilten und Toten (aber leider nicht die Gesundgebliebenen) gezählt. Seine Statistik – die erste dieser Art – ist im 1611 geschriebenen Bericht *Sieben regierende Pestilentzen oder Sterbendt ze Basel* enthalten[24].

Felix Platter ist am 28. Juli 1614 im Alter von 78 Jahren gestorben. Im Gedächtnis der Nachwelt lebt er weiter dank seiner Leistungen und Verdienste als Arzt, akademischer Lehrer, medizinischer Schriftsteller und Sammler[25]. Als Menschen und über das Mittelmaß emporragende Persönlichkeit kennen wir ihn aus seiner Autobiographie, die er zwischen 1609 und 1612 verfaßt und die Valentin Lötscher wissenschaftlich durchleuchtet und personengeschichtlich angereichert 1976 veröffentlicht hat[26]. In der Lebensbeschreibung hat der Basler Humanist seine Erinnerungen, die Tagebuchnotizen bis 1567 und die Briefe des Vaters zu einer eindrücklichen Selbstdarstellung verarbeitet, die laut Andreas Staehelin – über das Private hinaus – «zu den klassischen Quellen der Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts» gehört[27].

5. Thomas Platter d. J. auf den Spuren des Halbbruders

Von Basel nach Montpellier reiste 1595, 43 Jahre nach Felix, auch dessen 38 Jahre jüngerer Halbbruder Thomas II. (1574–1628). Nach dem Tod des Vaters (1582) sorgte Felix, erfolgreicher und

[23] Lötscher (wie Anm. 4), S. 23–25; Karcher (wie Anm. 16), S. 56–62, 80–87.
[24] Karcher (wie Anm. 16), S. 71–80; Lötscher (wie Anm. 4), S. 21–23.
[25] Karcher (wie Anm. 16), S. 36–97; Lötscher (wie Anm. 4), S. 19–29.
[26] Lötscher (wie Anm. 4).
[27] Lötscher (wie Anm. 4), S. 7, Geleitwort.

wohlhabender Arzt, vorsorglich und großzügig für Ausbildung und Fortkommen des Nachzüglers. Thomas war 1593 Baccalaureus artium, 1595 Magister der freien Künste geworden[28]. Dies erklärt, warum er die Reise nach Südfrankreich erst als 21jähriger antreten konnte.

Auf der Hinreise im September 1595 folgte er im wesentlichen der gleichen Route wie Felix 1552, nur ließ er Bern und Freiburg links liegen. Schade, gern hätte man seine Wahrnehmungen und Aufzeichnungen mit jenen Waltheyms und des so viel älteren Halbbruders verglichen. Doch in Solothurn schlug er den kürzesten, von den Römern vorgezeichneten Weg nach Lausanne ein: durch Büren, Aarberg, Murten, dann der Broye[29] entlang durch Wifflisburg (Avenches), Peterlingen (Payerne), Milden (Moudon) und schließlich über den Jurten (Jorat).

In Montpellier begann Thomas im Herbst 1595 das Studium der Medizin und war schon im Frühjahr 1597 Baccalaureus[30]. Nachdem er während achtzehn Monaten in Uzès praktiziert hatte, kehrte er nach Montpellier zurück und machte sich im Januar 1599

[28] Rut Keiser, *Thomas Platter d. J. Beschreibung der Reisen durch Frankreich, Spanien, England und die Niederlande (1595–1600)*, 2 Bde., Basel–Stuttgart 1968, S. VII; Erklärung der akademischen Grade in: Konrad Fuchs und Heribert Raab, *Wörterbuch zur Geschichte*, München 1972, Bd. 2, S. 803: Die mittelalterliche Universität gliederte sich in die juristische, theologische, medizinische und philosophische Fakultät, auch Fakultät der freien Künste oder der Artisten genannt. Bedingung zum Studium an den ersten drei war der Besuch der philosophischen Fakultät. «Nach dem Studium von Grammatik, Rhetorik, Dialektik und Mathematik konnte der Grad des Baccalaureus, nach dem Studium der Logik, Physik, Metaphysik, Ethik, Politik, Astronomie und Geometrie der Magistergrad erworben werden. Den Doktortitel verliehen die höheren Fakultäten.» S. 502: Mit dem Baccalaureat war das Lizentiat verbunden, die Lehrberechtigung.

[29] Für Thomas hieß der Fluß *Brüw*, vgl. Keiser (wie Anm. 28), S. 17, 19. Im freiburgischen Ratsmanuale Nr. 235 wird er am 13. September 1684 *Bruch* genannt. Franz Kuenlin, *Dictionnaire géographique, statistique et historique du Canton de Fribourg, première partie,* Freiburg 1832, S. 60f., und ders., *Der Kanton Freiburg, Gemälde der Schweiz IX* (1834), S. 12, gibt vier Namen an: *Broie*, *Broye*, *Brolius* und *Bruw*; J. U. Hubschmied, *Sprachliche Zeugen für das späte Aussterben des Gallischen*, in: Vox Romanica 3 (1938), S. 141, erklärt den Flußnamen *broia* mit dem Sinn *Landwasser* als adjektivische Ableitung des gallischen Wortes *Broga*, Land, Gegend.

[30] Keiser (wie Anm. 28), S. XI: Reise nach Montpellier S. 10–61, Aufenthalt in Südfrankreich S. 62–308.

zur großen Studienreise auf, die durch Spanien, Frankreich, England und Belgien heimwärts führte[31]. Nach der Heimkehr am 10. April 1600 holte er sich an der Universität Basel den Grad eines Doktors der Medizin und verehelichte sich 1602 mit Chrischona Jeckelmann[32]. Wie Felix wirkte er in seiner Heimatstadt als Arzt und Universitätsprofessor, zuerst für Anatomie und Botanik, dann für Medizin[33].

Auch er hat einen kulturgeschichtlich höchst wertvollen Bericht über die Fahrt nach Montpellier, den Aufenthalt mit dem Studienbetrieb und dem gesellschaftlichen Leben und über seine Bildungreise verfaßt[34]. Unter den hinterlassenen Schriften des Vaters Thomas und der Brüder Platter sind für die Nachwelt die Studien- und Reiseberichte am wichtigsten[35]. Doch die vorliegende Untersuchung muß sich auf das beschränken, was Felix 1552 zwischen Bern und Lausanne wahrgenommen, erlebt und aufgezeichnet hat.

[31] Keiser (wie Anm. 28), S. XI, 309–928.
[32] Keiser (wie Anm. 28), S. VII und VIII.
[33] Feller, Bonjour (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 261.
[34] Keiser (wie Anm. 28). Zum Tagebuch vgl. S. IX–XI.
[35] Ergänzung zu den Anm. 4, 6 und 28 (Literatur): Der französischsprachigen Leserschaft werden die drei Humanisten Platter neuestens bekannt gemacht durch die Neuerscheinung von Emmanuel Le Roy Ladurie, *Le siècle des Platter 1499–1628.* Mit dem Untertitel *Le mendiant et le professeur* ist 1995 in Paris der erste Band erschienen. Der Autor ist ein Vertreter, aber kein bedingungsloser Anhänger der «histoire totale ou complexe» nach Braudel. Diese Art Geschichtsschreibung versucht, auf dem Hintergrund der geographischen, wirtschaftlichen, politischen und militärischen, kulturellen und religiösen Gegebenheiten durch repräsentative Gestalten hindurch die Wesenszüge eines Zeitalters sichtbar zu machen und deren persönliche Geschicke in die mannigfach vernetzte Geschichte Europas einzubetten. Hier wird die abendländische Geistesströmung Renaissance mit der Reformation als Folge dargestellt. Kein leichtes, kein harmloses Unterfangen, muß doch der französische Gelehrte die hauptsächlichsten Quellen – mit Hilfe der Basler Historikerin Francine-Dominique Liechtenhan – in einer Fremdsprache lesen, die auch Deutschsprachigen manche Rätsel aufgibt. Dennoch ist ihm, vor allem schriftstellerisch brillant, ein eindrückliches Monumentalgemälde der Renaissance im 16. Jahrhundert gelungen. (Vgl. Ruedi Ankli, *Faszinierende Familie Platter,* in: «Der Bund» Nr. 109, 11. Mai 1995, S. 6).

Kritiker werfen dem Historiker vor, er liebäugle mit dem historischen Roman, vernachlässige die Quellenkritik und die Problematik (vgl. Patrice Borcard, *Avec «Le siècle des Platter», Le Roy Ladurie renoue avec le récit*

II. Von Bern nach Lausanne

1. Felix Platters Erzählung

Die Reise von Bern nach Lausanne schildert Felix Platter in seinen Lebenserinnerungen wie folgt[36]:

Den 12 octobris kamen wir zitlich gon Bern in die statt, 1 mil von Jegersdorf [Jegenstorf BE], *karten zum Falcken in. Mir besachen die statt, die kirchen und fanen* [von besiegten Feinden erbeutete Feldzeichen] *dorin, auch die bären, deren sex waren in irem graben. Darnoch nach mittag ruckten mir fort an die Senis bruck* [Sensebrück]*; do dranck ich ab einem schönen brunnen. Bekamen gespanen, ein jung par eevolck, die mit uns biß gon Friburg in Iechtland* [Üchtland], *do sy wonhaft, reißten; dorunder die iunge frauw, alß sy neben mir reit und ir man mit den anderen forthin, under ein zerleiten öpfel* [Apfelbaum mit langen, tief herabhängenden Ästen] *kam und, vom roß fallend, an den esten, ein wil zimlich entdeckt, bis man ir zehilf kam, hangendt bleib. Zu Friburg, 3 mil von Bern, karten wir zum Wißen kreutz in, do man uns uf Welsche manier anfieng tractieren und legen.*

Morndeß [am nächsten Morgen] *den 13 octobris fieng es an regnen, welches mir seer mißfiel, wurden underwegen gar naß, eb wir 3 mil wegß durch Welsche flecken gon Remundt* [Romont] *kamen, do wir zum Leuwen inkarten, dröchneten unsere kleider und nach dem mittag eßen zogen wir fort uf Losanna zu, biß in ein flecken Pua* [Verschreibung für Rue, Ruw]. *Do verirt Thomas unser gspan von uns, mußten lang uf in warten, also daß die nacht und starker nebel infiel, verirten also ab dem weg, kamen in ein waldt in der Jurthen* [Mont Jorat], *do gar nit sicher domolen war zereißen, be-*

historique. Interview, in: «La Liberté», Fribourg, 2 juillet 1995, p. 25). Schweizerische Leser werden das häufige Betonen des von niemand bestrittenen Gegensatzes zwischen Welsch und Germanisch-Alemannisch als Widerspruch zu den großen Perspektiven des Autors und als Anklang an das nationalistische Denkschema empfinden.

[36] LÖTSCHER (wie Anm. 4), S. 133–135. In eckigen Klammern [–]: Erläuterungen des Bearbeiters.

gerten nur etwan ein schür oder dach vor dem regen uns zu bewaren, draffen glichwol noch langem ein dörflin an, man wolt uns aber nit beherbrigen, dingten ein buben, der zeigt uns durch den waldt den weg an ein ort heißt Mesieres [Mézières VD], *dohin wir in d'nacht kamen. War doselbst ein schlechte herberg und wenig hüser weit darvon, do war nur die wirtin, hatt nur unden im haus ein gmach on fenster, do war ein langer tisch, darby saßen ettlich Safoisch* [Waadtländer, bis 1536 unter savoyischer Herrschaft] *buren und bettler, hatten broten kestenen* [gebratene Kastanien], *schwartz brot und schlechten wein. Mir weren gern von dannen zogen, waren aber gar naß und so finster, daß wir blyben mußten, obgleich die wirtin uns ließ sagen, sy hette weder bett noch stallung; mußten also unsere pferdt in ein engen nideren kiestal* [Kuhstall] *stellen, do sy auch gesattlet und zeumpt die gantz nacht verbliben. Alß wir ins gmach kamen, mußten wir zu dem losen gsindle sitzen, gab uns auch die wirtin nüt anders dan inen. Mir marckten baldt, was eß fir gesellen, dan sy unsere weer* [Schwerter] *besachen und drutzten uns, ob wir gleich inen kein ursach gaben. Soffen sich vol, also daß sy hinus drimmleten* [taumelten] *zu der herstat* [Feuerstelle], *die am herdt was vor dem gmach, do sy um daß für, so noch vorhanden, legerten und do entschliefen. Welches uns wol kam, dan sy schon ein anschlag über uns gemacht hatten, wie der bub, so uns dohin gefiert und uf dem heuw lag und es von inen hort, uns morndes anzeigt. Wir waren in großen sorgen, beschloßen die leden und rucktent ein schlecht bett, so im gmach stundt, fir die thüren, legten die blose wer uf den tisch und wachten all die nacht, welche mir, alß eim jungen und der noch nit gewandert, große forch, schrecken und unmut bracht. Alß ein stundt oder vier firgeloffen, warde Robertus und Thomas zeroth* [rätig], *dywil sy noch in der drunckenheit schliefen und, wie wir horten, rußten* [geräuschvoll schnarchen], *im namen Gottes uf zebrechen und heimlich hinus zu unseren pferden uns verfiegen und fortzien, geb wo wir hin kemindt. Dan wir die wirtin schon ob dem nachteßen befridiget hatten, ruchten wir das bett hübschlich* [sachte, leise] *von der thür, giengen hinus, fanden sy alle schlofen, zogen in stal, saßen uf unsre noch gezeumte roß (den 14 octobris). So kompt der bub, so uns znacht gefiert, ab dem heuw zu uns, sagt dem Roberto, dan wir*

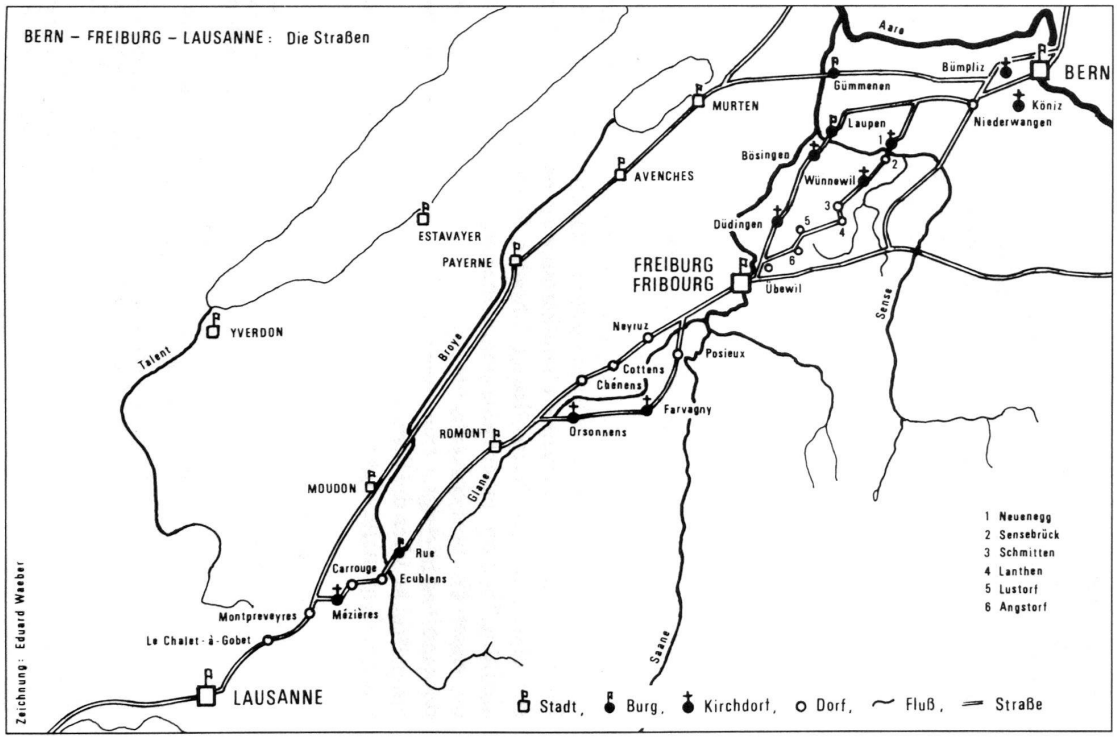
beide kein Welsch konten, sy hetten ein anschlag gemacht, frie [früh] *vor tag im waldt unser zewarten und uns anzegrifen, daß doch Gott verhut, durch den starcken schlof, dorin sy noch lagen, wil eß noch gar frie, wol dry stundt vor tag. Der bub, dem wir ein gut drinckgelt verhießen, solt uns ein unbekanten weg uf Losanna zu fieren, wil wir forchten, es mechten ettlich von inen uf der stros unser warten, furte uns durch vil strüch vor tag, biß der anbrach, uf den Losanner weg, do wir gott danckten und kamen um mittag gon Losanna, 3 mil von Friburg, karten zum Engel in, gantz naß und muchtlos* [übernächtig, müde und geschwächt], *wie auch unsre roß, die in 24 stunden nit gefietert waren. Wir zeigten zu Losanna an, in waß gforen wir gwesen und an welchem ort, do sy anzeigten, eß wer kein wunder gwesen, unser keiner were darvon kommen, dan domolen in der Jurthen vil merdery sich zu drieg* [sich zutrug, vorkam], *von einer geselschaft, deren fierer der lang Peter genant, welcher nit lang darnach zu Bern geredert worden, und under andren verjehten* [Aussagen, Geständnisse] *auch bekant, wie sy zu Messieres vor etwas zyt ettlich studenten mürden wellen, wie Thomas im widerreißen von Mompelier zu Bern hat solchs erfaren und mir hernoch gon Mompelier geschriben.*

2. Kommentar

a) Von Bern nach Freiburg

Beim Lesen dieses Reiseberichts springt dem Ortskundigen zunächst das Wort *Senis bruck* in die Augen. Wie Platter zu dieser Namensform kam, ist ein Rätsel. Ich habe sie nirgends sonst angetroffen, aber ein einziges Mal eine ähnliche: *Senebrug*. Diese bezieht sich jedoch auf die Sensebrücke bei Laupen und ist wahrscheinlich eine Verschreibung von ungelenker Bauernhand[37]. Hatte Felix den Namen in Bern oder unterwegs falsch verstanden,

[37] Viktor Tinguely, *Die Glocken der Pfarrei Bösingen*, in: Beiträge zur Heimatkunde des Sensebezirks (BHKSb) 30 (1959), S. 41: von «joseph keser» 1769 erstellte Spenderliste: «hans losy an der senebrug».


BERN – FREIBURG – LAUSANNE: Die Straßen
Aare
BERN
Bümpliz
Köniz
Gümmenen
Niederwangen
Laupen
Bösingen
Wünnewil
Düdingen
Übewil
FREIBURG
FRIBOURG
MURTEN
AVENCHES
ESTAVAYER
PAYERNE
YVERDON
Talent
Broye
Neyruz
Posieux
Cottens
Chénens
Farvagny
Orsonnens
ROMONT
Glane
Sense
Saane
MOUDON
Rue
Ecublens
Carrouge
Mézières
Montpreveyres
Le Chalet-à-Gobet
LAUSANNE
1 Neuenegg
2 Sensebrück
3 Schmitten
4 Lanthen
5 Lustorf
6 Angstorf
Stadt, Burg, Kirchdorf, Dorf, Fluß, Straße
Zeichnung: Eduard Waeber

konnte er sich seiner abends beim Nachführen des Tagebuchs nicht mehr genau erinnern, oder hatte er zwischen 1609 und 1612 beim Abfassen der Lebenserinnerungen Mühe, seine kindlichen Tagebuchnotizen zu entziffern? Daß Durchreisende fremde Ortsnamen nicht immer richtig mitbekommen, ist keine Seltenheit und angesichts der Schwankungen des Sprachgebrauchs auch nicht verwunderlich. Wer vom kenntnisreichen Herausgeber eine Klärung erwartet, kommt nicht auf seine Rechnung. Seine Anmerkung dazu lautet nämlich : «54 Senis bruck(?) = Brücke von Köniz. Nach Kieffer 8»[38]. Mit seiner Berufung auf einen früheren Bearbeiter[39], dessen Deutung er unbesehen übernimmt, ohne daß man erfährt, worauf dieser sich stützt, macht er das Rätsel zum Verwirrspiel. Dabei hätte ein Blick auf eine Landkarte Gewißheit gebracht: Ein Weg von Bern in Richtung Freiburg mußte irgendwo den Grenzfluß Sense überqueren. Daraus darf man schließen, daß *Seni* Platters Bezeichnung für Sense ist und mit *Senis bruck* die freiburgische Zollstation Sensebrück gemeint sein muß, die man am einfachsten ohne Umweg über Köniz findet. Den Ortsnamen freilich hätte Lötscher auf den meisten Landkarten vergebens gesucht. Auf der ersten Berner Karte deutet Thomas Schöpf[40] die kleine Siedlung 1578 mit einem einzigen, unbeschrifteten Haus an, auf der ersten Freiburger Karte, im gleichen Jahr von Wilhelm Techtermann[41] angefertigt, ist sie unweit des Dorfes Neuenegg, jenseits einer Brücke über die Sense, mit drei, ebenfalls namenlosen Gebäuden dargestellt, Gabriel Walser[42] vermerkt sie 1767 mit einem

[38] Lötscher (wie Anm. 4), S. 133 Anm. 54.

[39] Lötscher (wie Anm. 4), S. 43 Quellen, «Kieffer: *Félix et Thomas Platter à Montpellier 1552–1557 et 1595–1599. Notes de voyages de deux étudiants bâlois*, anonyme Ausgabe, übersetzt von L. Kieffer, herausgegeben von C. Coulet et L. Gaudin, 2 Bde., Monpellier 1892.»

[40] Karte des Kantons Bern von Thomas Schöpf. «Berne à la carte». Ausstellung vom 30. Jan. bis 31. März 1995 im Staatsarchiv Bern.

[41] Im Staatsarchiv Freiburg, restauriert von P. Otho Raymann. Dazu Jean Dubas und Hans-Uli Feldmann, *Die erste Karte des Kantons Freiburg von Wilhelm Techtermann, 1578,* in: Cartographica Helvetica, Murten, Nr. 10, Juli 1994, S. 33–41.

[42] *Canton Freiburg sive Pagus Helvetiae Friburgensis cum confinibus recenter delineatus per Gabrielem Walserum edentibus Homannianis Heredibus Norimbergae* [Nürnberg] *1767*. Nachdruck.

kleinen Kreis und der Bezeichnung «Sensen» als Weiler. Daß der Grenzposten für Freiburg, die Eidgenossenschaft und den Durchgangsverkehr von 1470 bis in die Mitte der 1850er Jahre von Bedeutung war, nahmen die wenigsten Kartographen zur Kenntnis. Obwohl kulturgeschichtlich sehenswert[43], ist der bescheidene Weiler auch heute höchstens auf Regional- und Wanderkarten mit dem Namen anzutreffen.

Zwar hat die geographisch-kartographische Gestalt des Gewässers Ähnlichkeit mit einer Sense, dennoch stammt sein Name nicht vom Bauernwerkzeug. Er hat seinen Ursprung im gallischen Wort *Segontiona*, abgeleitet vom Stamm *seg*, was Macht, Gewalt, Sieg, stark bedeuten kann. Demnach hatten die Helvetier die hiesige Flußgottheit als die Mächtige, die Starke verehrt[44]. Spätere Entwicklungsstufen sind 1076 *Sensuna*[45], 1238 *Sensun*[46], 1298 *Sensa*[47], 1312 *Seniona* und *Sensona*[48], 1336 *Sensen*[49], 1341 *Sensa*[50], 1354 *Sensen*[51]. Freiburgische Notare schrieben 1417 *Sensona*, 1418 *Sensena*[52]. Im Deutschen ist seit Jahrhunderten die Form *Sense* im Gebrauch, senslerdeutsch *Seisa*, im Französischen entwickelte sich das keltische Wort zu *Singina*, *Sengina*, *Singine*[53].

Auch der Name der Siedlung, die heute *Sensebrück* heißt, hat eine lange Entwicklung durchgemacht. Die Stelle am linken Senseufer gegenüber Neuenegg, 1417 erstmals wegen der Herberge erwähnt[54], wurde in den Geschichtsquellen jahrhundertelang mit den uncharakteristischen Ausdrücken *Apud Sensam*, *A la Singina*, *An der Sensen* bezeichnet, selbst dann noch, als längstens ein amtli-

[43] Zollhaus von 1529, Kapelle von 1602 mit Fresken, Altarbild von Gottfried Locher, der 1763 auch das Wirtshausschild bemalte und vergoldete.
[44] Hubschmied (wie Anm. 29), S. 65.
[45] *Fontes Rerum Bernensium* (FRB) I, S. 333.
[46] FRB (wie Anm. 45) II, S. 704.
[47] FRB (wie Anm. 45) III, S. 722.
[48] FRB (wie Anm. 45) IV, S. 533.
[49] FRB (wie Anm. 45) VI, S. 271.
[50] FRB (wie Anm. 45) VI, S. 603.
[51] FRB (wie Anm. 45) VIII, S. 136.
[52] Hektor Ammann, *Mittelalterliche Wirtschaft im Alltag*, Aarau 1942–1954, Bd. 1, S. 128, 201.
[53] Hubschmied (wie Anm. 29), S. 65.
[54] Ammann (wie Anm. 52), 1. Lieferung, S. 128.

cher Vorposten des Standes Freiburg den Brückenübergang bewachte[55].

Im 18. Jahrhundert gingen einzelne Schreiber dazu über, dafür die Bezeichnung *Sensenbrugg* (auch *Sensenbruck*) zu gebrauchen, so Samuel Bodmer 1710 im bernischen Marchenbuch[56]: *Sensen Brugg*, aber erst um 1800 nahm sie den Charakter eines festen Ortsnamens an[57]. Dagegen halten die französischsprachigen Autoren größtenteils bis heute am mittelalterlichen Namen *A la Singine* fest. Den fremden Besatzern und den helvetischen Behörden war es vorbehalten, ihn – vielleicht von der Kapelle am Ort irregeführt – in den Heiligennamen *St. Gine* zu verwandeln[58], der mit ihnen bald wieder verschwand. Ein lateinischer Name floß letztmals aus der Feder des Nuntius Bonhomini, der mehrmals im Gasthof Sensebrück übernachtete und hier Briefe schrieb, den einen am 20. Oktober 1579 *apud Pontem Zensiacum*[59], den andern am 29. Dezember 1580 *ex ponte Censiaco*[60].

Anhand der namentlich aufgeführten Ortschaften stellt man die Reiseroute fest, man vernimmt auch, wo die drei einkehrten und wieviel Felix für das Übernachten ausgab, aber auf welchem der möglichen Wege sie von einem Ort zum anderen ritten, scheint dem Chronisten unwichtig. Auf die frühen Karten ist kein Verlaß. Straßen oder Wege, sogar zwischen bedeutenden Ortschaften, sucht man auf der Karte von Konrad Türst (1497)[61] und von Wilhelm Techtermann (1578)[62] umsonst. Schöpf gibt sie 1578 unvollständig und unzuverlässig an, nicht einmal der Strecke, die er

[55] Peter Boschung, *Die Entstehung des Zollamtes Sensebrück*, in: FG 48 (1957/58), S. 5–96, hier S. 33–60 (Bau der ersten Brücke) und S. 64–70 (Errichtung des Zollamtes 1470).

[56] Staatsarchiv Bern.

[57] Viele Belege aus freiburgischen und bernischen Ratsmanualen (RM), Seckelmeisterrechnungen (SMR) und andern Amtsbüchern.

[58] RM 350, 7. April und 13. Nov. 1798; SMR 557, 1798, S. 36.

[59] J. J. Berthier, *Lettres de Jean-François Bonomio*, Freiburg 1894, S. 141.

[60] Franz Steffens, Heinrich Reinhardt, *Die Nuntiatur von Giovanni Francesco Bonhomini 1579–1581*, Dokumente, Bd. II, S. 637.

[61] Heinz Balmer, *Konrad Türst und seine Karte der Eidgenossenschaft*, in: Gesnerus 29 (1972), S. 96.

[62] Dubas, Feldmann (wie Anm. 41).

25 Jahre zuvor mit Platter geritten, scheint er sich zu erinnern[63]; noch auf der Walser-Karte von 1767 findet man keine Straßen vermerkt[64].

Platter und Schöpf war daran gelegen, ihr Ziel möglichst bald zu erreichen, Abstecher waren nicht beabsichtigt. Um von Bern nach Freiburg zu gelangen, hatten die Reisenden im Spätmittelalter die Wahl zwischen drei Strecken: 1. über Laupen–Bösingen, sie war lange bevorzugt, weil hier schon vor 1365 eine Brücke die Überquerung der Sense erleichterte[65]; 2. über Neuenegg–Wünnewil, die kürzeste Strecke, seit 1470 ebenfalls mit einer Brücke ausgestattet; 3. über Thörishaus–Überstorf, nur für den Nahverkehr von Bedeutung[66]. Allein schon das Wort *Senisbruck* beweist, daß unsere Reisenden die mittlere, also die kürzeste Strecke wählten. Auf bernischem Boden führte der Weg dem Stadtbach entlang durch Bümpliz und Niederwangen, dann dem Moos ausweichend über die Höhe durch den Forst und vom Landstuhl gegen Neuenegg in den Talboden hinab[67]. Auf Freiburger Gebiet gings den steilen Sensenrain hinauf durch die Dörflein Wünnewil und Schmitten, die Weiler Lanthen, Lustorf, Angstorf[68], nach Bruch und Übewil zum Burgerziel oberhalb des Stadbergs und über die Bernbrücke in die Stadt Freiburg[69].

Den mittelalterlichen Landstraßen wird nichts Gutes nachgesagt[70], doch liest man selten Klagen von Reisenden, sie wußten eben nichts anderes. Vielfach bestimmte der Lokal- und nicht der Fernverkehr die Linienführung, der Zustand war völlig vom Wetter abhängig, entweder waren die Wege staubig oder kotig. Ein

[63] Wie Anm. 40.
[64] Wie Anm. 42.
[65] Conrad Justinger, *Berner-Chronik*, Ausgabe von E. Stierlin und J.R.Wyß, Bern 1819, S. 160f.
[66] Peter Boschung, *Furten und Fähren am Unterlauf der Sense*, in: BHKSb 51 (1981), S. 26–38.
[67] Jean-Jacques Joho, *Histoire des relations entre Berne et Fribourg et entre leurs seigneurs depuis les origines jusqu'en 1308*, Diss. phil. Bern 1954, p. 15–17: Les routes.
[68] Peter Boschung, *Eine Ratsverordnung aus dem Jahre 1506 über den Unterhalt der Landstraßen*, in: BHKSb 30 (1959), S. 74–81.
[69] Joho (wie Anm. 67), S. 17, 18.
[70] Joho (wie Anm. 67), S. 14.

fester Unterbau fehlte, an besonders kritischen Stellen verhinderten quer gelegte, von Kies überdeckte Knüppel oder Baumäste das Versinken im Schlamm; im steilen Gelände verwandelte jeder Wolkenbruch die Bahn in einen Graben. Wieviel einem Gemeinwesen an ordentlichen Straßen gelegen war, läßt sich an den Ausgaben für deren Unterhalt ablesen. Freiburg wendete schon vor der Grenzregelung (1467) und dem Brückenbau (1470) viel für seine Bernstraße auf, so 1378 gemeinsam mit Bern am Senseübergang, dann auf dem eigenen Gebiet in den Jahren 1413, 1429, 1437, 1440, 1444, 1445, 1454, 1458[71].

Der Vertrag vom 12. Februar 1467 machte den Unterlauf der Sense zur «rechten und ewigen Landmark» zwischen Freiburg und Bern[72] und ermächtigte Freiburg, gegenüber Neuenegg eine Brücke mit Zollrecht zu bauen[73], was den Verkehr auf dieser kürzesten Strecke mächtig förderte. Die oben genannte Verordnung von 1506 beweist den Willen Freiburgs, diese Straße den neuen Anforderungen anzupassen und zweckmäßig zu unterhalten.

Wie war Sensebrück 1552 beschaffen? Was gab es hier zu sehen? Zuerst zwischen den beidseitigen Auenwäldern die neue Brücke und beim Tor den Stock, in den die Reisenden das Zollgeld zu werfen hatten – Platter vermerkt 1 Schilling[74]. Dies war nach zwei gedeckten Holzbauten auf eichenen Pfahljochen, die eine 1470, die andere 1488 erbaut[75], die erste Steinbrücke am Ort, entstanden zwischen 1543 und 1546. Drei durch Bögen aus Tuffsteinquadern verbundene Pfeiler trugen die beidseits durch Mauern gesicherte Fahrbahn und ein verschließbares Tor[76].

Gegenüber dem Brückenausgang erblickten die von Bern her Reisenden das 1473 erbaute, zweistöckige Gebäude, das anfänglich Herberge und Zollhaus in einem war[77] und im 18. Jahrhundert, Herrenstock und Schlößchen genannt, dem patrizischen

[71] Boschung (wie Anm. 55), S. 16, 17.
[72] Peter Boschung, *Die Grenzregelung von 1467 zwischen Bern und Freiburg*, in: FG 47 (1955/56), S. 78.
[73] Boschung (wie Anm. 55), S. 27–64.
[74] Lötscher (wie Anm. 4), Tagebuch, S. 146.
[75] Boschung (wie Anm. 55), S. 33, 48, 64.
[76] RM 60, 2. Juni 1543; RM 61, 8. Mai 1544; RM 63, 10. Mai 1546.
[77] Boschung (wie Anm. 55), S. 72–83.

Amtmann als Wohnsitz dienen sollte[78]. Rechts vom Brückenausgang stand das mächtige, dreistöckige Zollhaus von 1529[79], das Hauptgebäude des Zollamtes, Gasthof und Amthaus zugleich, häufiger Treffpunkt bernischer und freiburgischer Gesandter, mitunter auch eidgenössischer Schiedsgerichte[80], westlich dahinter die Scheune aus dem Jahr 1478[81], die der Wirt und Zöllner – 1552 hieß er Claudo Martin[82] – für die Pferde übernachtender Reisender und als Selbstversorger benötigte; er hatte nämlich auch das zum Zollamt gehörige Land zu bebauen, das Herrengut oder Dominium[83].

Von Anfang an waren alle Gebäulichkeiten durch blecherne Windfahnen auf den Dachfirsten als freiburgischer Herrschaftsbesitz kenntlich gemacht. Um den Reisenden den Grenzübertritt, das Betreten und Verlassen seines Hoheitsgebietes noch eindrücklicher bewußt zu machen, brachte der Stand Freiburg 1546, nach dem Bau der Steinbrücke, zwei Wappensteine an, den einen beim Durchlaß am Tor, vielleicht darüber, den andern an der Ostseite des Zollhauses. Diese Hoheitszeichen hatte der Bildhauer Hans Gieng aus Jurakalkplatten geschaffen und dafür 56 Pfund erhalten. Beide sind später verloren gegangen und waren nur aus den Rechnungen bekannt[84].

Nicht wenige Berichte erwecken den Verdacht, das Wahrnehmungsvermögen der Reisenden habe an der vorgefaßten Meinung gekrankt, zwischen den prestige- und geschichtsträchti-

[78] Peter Boschung, *Zur Geschichte der Wirtschaft Sensebrück*, in: Der Achetringeler (At) 34 (1959), S. 202, 204.

[79] RM 46 (1528–1529) und SMR 253, 254, 255.

[80] Peter Boschung, *Zollamt und Kapelle Sensebrück*, in: Freiburger und Walliser Volkskalender 49 (1958), S. 33–38, 87–90, hier S. 38.

[81] Boschung (wie Anm. 55), S. 84, 85.

[82] Besatzungsbuch 8, fol. 30v. Martin war im Amt von 1545 bis 1559.

[83] Schrittweise vergrößert, umfaßte es 1774 laut Urbar Zellweger (Staatsarchiv Freiburg) rund 110 Jucharten. – Über die weitere Entwicklung, die politische und religiöse Bedeutung und den Niedergang von Sensebrück siehe Othmar Perler, *Die Anfänge der heutigen katholischen Pfarrei Bern. Zur Frühgeschichte der katholischen Schweizer Diaspora*, in: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte 36 (1942), S. 1–18; ferner Boschung (wie Anm. 78), S. 700–705, sowie Boschung (wie Anm. 80), S. 33–38, 87–90.

[84] SMR 287 1546[I] und 288 1546[II]. Jener auf der Brücke wurde, wenn nicht unbekannterweise anderswo verwendet, vermutlich beim Um- oder Neubau 1598 samt dem Tor zerstört, der am Zollhaus wurde im 19. Jahrhundert, man

gen, dank Ringmauern, Türmen und Toren weithin sichtbaren Zentren der Macht gebe es überhaupt nichts Sehenswertes. Kein Wunder darum, daß Felix Platter, der am Vormittag die Stadt Bern besichtigt und die dortigen Attraktionen bestaunt hatte, nachmittags am bescheidenen, im grünen Sensegraben eingebetteten Zollposten nichts Besonderes fand. Und doch hält er sich nicht durchwegs an das übliche Scheuklappen-Schema. Jugendlich unbekümmert notiert er sich den «schönen Brunnen» beim Zollhaus, der ihm – wie den Pferden – den Durst kostenlos stillt, und das kleine galante Abenteuer im Weiterreiten – und beides ist auch dem alten Herrn noch erzählenswert. Ein jungvermähltes Paar auf der Heimfahrt schließt sich seiner Gruppe an, und während der Ehegespons im Gespräch mit den andern zügig vorausreitet, erfreut sich Felix der Gunst, an der Seite der Hochzeiterin zu traben – bis die vergnügliche Abwechslung mit einem jähen Schrecken endet. War sie eine unsichere, wenig geübte Reiterin? Oder war die Unterhaltung mit dem aufgeweckten Studentlein aus Basel, so jung schon unterwegs in den fernen Süden, daran schuld, daß sie unter einem weitausladenden Apfelbaum vom Pferd fällt und ein tief herabhangender Ast ihr Gewand erst losläßt, als die Begleiter die Entblößte aus ihrer peinlichen Lage befreien, auf die Beine stellen und wieder in den Sattel heben?

weiß nicht, wann und von welchem privaten Eigentümer, mauereben abgeschlagen, zugepflastert und übertüncht. Nach der Abschaffung der kantonalen Grenzzölle (1848) hatte er seine ursprüngliche Daseinsberechtigung verloren, und der Staat kümmerte sich nicht mehr darum. Noch wachten weder Denkmalpflege noch Heimatschutz über unsere sichtbaren kulturellen Erbgüter. Seit 1972 ist das Zollhaus Eigentum des kunstliebenden Ärzteehepaars Adrian und Irene Oesch-Amrein in Bern. 1980/81 fand innen und außen, vom Keller zum First, eine umfassende Instandstellung statt. Als der Verputz entfernt wurde, kamen die verstümmelten Figuren und die Signatur HG zum Vorschein. Sie wurden von Dr. Adrian Oesch nach zeitgenössischen Zeichnungen und bekannten spätmittelalterlichen Torzierden eigenhändig rekonstruiert und polychrom bemalt. Das Hoheitszeichen zeigt zwei Freiburger Wappen, überhöht vom Reichsadler und der Kaiserkrone, gehalten von zwei steigenden Löwen. So kommt ein Kunstwerk des berühmten Bildhauers nach langer Verschollenheit wieder zu Ehren. Siehe Peter Boschung, *Die Erneuerung des Zollhauses in Sensebrück,* in: At 56 (1981), S. 1423.

Das Eigenartige der Lage, das zu Freiburg im Üchtland Weitgereiste wie Hans von Waltheym in Staunen und Bewunderung versetzt[85], andere mit Grausen erfüllt, entlockt dem 16jährigen keine Zeile. Anders als in Solothurn, wo gerade Jahrmarkt war, und in Bern, wo man die Wappentiere gesehen haben mußte, fällt ihm hier – vermutlich abends spät angekommen – nur im Gasthaus und an der Unterkunft etwas Besonderes, etwas Erwähnenswertes auf. Dies erklärt, warum der Bericht über unsere Stadt sich in Platters Lebenserinnerungen in einem einzigen, nicht gerade aufschlußreichen Satz unterbringen läßt:

> «Zu Friburg, 3 mil von Bern, karten [kehrten] wir zum Wißen Kreutz in, do man uns uf Welsche manier anfieng tractieren und legen.»

Aus diesem Satz vermag ich nicht mehr herauszulesen, als daß Felix Platter und seine Weggenossen zu Freiburg, drei Meilen von Bern entfernt, im Weißen Kreuz Quartier bezogen haben und dort erstmals auf eine ungewohnte Art, die er – ob sogleich oder nachträglich, ist nicht auszumachen – als welsch erkannte, aufgenommen, bedient, verköstigt und zur Nachtruhe untergebracht worden seien. Felix bezahlte für Kost und Unterkunft 6 Schilling und 8 Pfennige[86].

Heutige Leser haben Mühe mit den Ausdrücken «tractieren» und «legen»; sie argwöhnen, sie seien ironisch-anklägerisch gemeint, so als wolle Platter sich beschweren, sie seien unhöflich oder schlecht behandelt, oder sogar hereingelegt, betrogen worden. Nichts berechtigt zu dieser Annahme. Eine Analyse Wort für Wort soll erhellen, was der Schreiber wirklich sagen wollte. *Manier* ist ein Wort für eine übliche Art und Weise, für Eigenart und Stil eines Künstlers oder einer Kunstrichtung, aber auch – allgemeiner – für Benehmen, Umgangsformen und Lebensart[87]. *Welsch* bezeichnet alles, was aus dem Welschland (Italien, Spanien oder Frankreich)

[85] Haas (wie Anm. 3), S. 21, 22.
[86] Lötscher (wie Anm. 4), S. 146.
[87] Wahrig, *Deutsches Wörterbuch*, Zürich 1988, S. 860; *Das neue Duden-lexikon*, Mannheim–Wien–Zürich 1989/91, S. 2406.

stammt oder damit zu tun hat[88]. «Welsch» ist Felix Platters ausschließliche Bezeichnung für die französische Sprache. *Traktieren*, für sich allein stehend, bedeutet einfach: behandeln, es wird aber auch mit negativer Bedeutung verwendet[89]. Schon Vater Platter kannte das Wort und gebrauchte es 1572 in seinen Lebenserinnerungen[90]. Im Bericht von Felix kommt es an mehreren Stellen vor, nicht überall mit der selben Bedeutung. Vor dem Doktorexamen übergab ihm Professor Isaac *«die themata zetractieren»*[91], zu behandeln, zu bearbeiten, erklärend vorzutragen. Meistens steht es jedoch im Zusammenhang mit Bewirtung und Gastfreundschaft[92]. Die Ableitung *tractation*[93] hat hier den Sinn von Menü, Speisenplan, Speisenfolge bei einem Essen mit mehreren Gängen. *Legen* meint u.a. in liegende Stellung bringen, liegen machen, lagern[94]. Unter *man* sind in diesem Umfeld die Gastwirte und ihr Personal zu verstehen, *anfieng* steht für die Feststellung, daß Felix hier in Freiburg erstmals wahrnimmt, was auf der Weiterreise zur alltäglichen Gewohnheit werden wird. Man beachte sodann die Wortstellung des Nebensatzes. Sie ist so gewählt, daß sich die welsche Manier einzig auf das Traktieren und Legen bezieht.

[88] Wahrig (wie Anm. 87), S. 1424.

[89] *Dudenlexikon* (wie Anm. 87), S. 3825: auch grob, schlecht behandeln, mißhandeln; Wahrig (wie Anm. 87), S. 1288: schlecht behandeln, plagen, quälen, aber auch: bewirten mit...

[90] Boos (wie Anm. 6), S. 61: «...kamen gan Minster in Gomß in Walleß... und die will man hort, das wier von Zürich kamen, wurden wier [weil des neuen Glaubens verdächtig] nit frintlich tractiert.»

[91] Lötscher (wie Anm. 4), S. 309.

[92] Lötscher (wie Anm. 4), S. 191: «tractierten sy znacht gar wol»; S. 265: «Ließ uns ... in die herberg fieren und wol zetractieren befelen»; S. 310: «waren gar wol tractiert»; S. 314: «...gastmol mit gutem gesprech und traction»; S. 323: «...by meinem vatter, der in großer widerwertigkeit war, wie er morgen ein so große zal leuthen, so geladen waren, spysen und tractieren wolt ...»; S. 340: «Man tractiert uns stattlich»; S. 403: «...ghen Burdolff [Burgdorf] zum schreiber Rusten, der uns ... stattlich und woll tractiert hatte.»; S. 408: «...tractiert uns auch gar stattlich.» ...«Die thumbherren [Domherren] ... tractierten ihn stattlich und beherbergten ihn über nacht.» ; S. 418: «...da wurden wier bey dem imbißeßen gar wohl tractiert.»

[93] Lötscher (wie Anm. 4), S. 325.

[94] Wahrig (wie Anm. 87), S. 824.

Der junge Felix zog nicht ahnungslos in die weite fremde Welt hinaus; der wohlgeschulte Sohn der weltoffenen Stadt am Rheinknie hatte Vorstellungen und Erwartungen, ihm war bekannt, daß in romanischen Ländern andere Sprachen, Sitten und Gebräuche, Wohn-, Ess- und Trinkgewohnheiten herrschen. Vor allem die *Nachtlager* waren früher von einem Kulturraum zum andern verschieden. In deutschen Landen waren sie mit Laub- oder Strohsäcken, Unterbetten, flaumgefüllten Kissen und Decken ausgestattet und standen auf hohen Holzpfosten. Die Romanen dagegen liebten niedrige, breite Betten mit Matratzen und Polstern. Im Osten erwärmte ein Kachelofen die Stube, im Westen ein Kaminfeuer[95]. Noch in spätmittelalterlichen Gasthäusern und Herbergen standen selten Einzel- und Zweibettenzimmer zur Verfügung, häufig mußten Reisende in mehr oder weniger großen Gemeinschaftsräumen nächtigen, oft das Bett mit andern teilen. Die Mahlzeiten nahmen sie meistens gemeinsam mit andern Fremden ein[96]. Doch über solche Einzelheiten schweigen sich Waltheym und die Halbbrüder Platter aus. Komfort war noch kein Thema, man nahms, wie es kam.

Platters Bericht legt die Annahme nahe, er sei überrascht gewesen, dem fremden Wesen schon in Freiburg zu begegnen, an einem Ort, der wie seine Heimatstadt eidgenössisch war. Denn hinsichtlich Sprache und Kultur war eidgenössisch damals gleichbedeutend mit deutsch[97].

Angesichts dieser Gegebenheiten scheint es gerechtfertigt, Platters Formulierung vom Traktieren und Legen schlicht als Feststellung augenfälliger Besonderheiten im freiburgischen Gasthof Zum Weißen Kreuz zu verstehen. Aber man kommt nicht an der Tatsache vorbei, daß Gastwirte ihre Gäste in der Regel nicht

[95] Theodor VON LIEBENAU, *Das Gasthof- und Wirtshauswesen der Schweiz in älterer Zeit,* Zürich 1891, S. 98; vgl. auch Hans Conrad PEYER *Von der Gastfreundschaft zum Gasthaus, Studien zur Gastlichkeit im Mittelalter,* Hannover 1987, S. 258–264.

[96] VON LIEBENAU (wie Anm. 95), S. 104, 111.

[97] Hermann WEILENMANN, *Die vielsprachige Schweiz,* Basel und Leipzig 1925, III. Kapitel: Das Deutschtum der Eidgenossen, S. 70–105; Die deutsche Staatssprache der Eidgenossen, S. 81–82; Peter BOSCHUNG, *Freiburg, der erste zweisprachige Kanton,* in: FG 64 (1985/86), S. 107–145.

pantomimisch zu begrüßen und zu bedienen pflegen. Folglich ist die Möglichkeit, in Freiburg als Ankömmling von einem welschen oder zweisprachigen Wirt französisch angesprochen zu werden, nicht zum vornherein von der Hand zu weisen. Doch nichts beweist, daß dies im Falle Platter geschah.

Obwohl schriftliche Zeugnisse fehlen, spricht alles dafür, daß in der Zähringerstadt an der Saane von Anfang an (1157) beide Sprachen heimisch waren[98], und aller politischen Wechselfälle ungeachtet war die Stadt seither nie anders als zweisprachig; allerdings gab sie sich nach der Aufnahme in den Bund der Eidgenossen (1481), öffentlich und amtlich, streng deutsch. Das erforderte damals die Staatsräson, die gute Reputation bei den alemannischen Bundesgliedern[99]. Natürlich lebten der frankoprovenzalische Regionaldialekt und die städtische Mischsprache, die wohl von Beginn an zur Verständigung zwischen den deutschen und welschen Einwohnern notwendig war[100], der behördlich verordneten Einsprachigkeit zum Trotz, im privaten Untergrund und zeitweise auf den Gassen, unausrottbar weiter[101]. Doch davon brauchte der Student während seines kurzen, überwiegend nächtlichen Aufenthaltes nichts zu merken. Wer damals Wirt zum Weißen Kreuz war und welcher der beiden Sprachgemeinschaften er angehörte, ist nicht bekannt[102]. War er ein tüchtiger Berufsmann, dann war er fähig, sich mit der Kundschaft deutsch und welsch zu unterhalten. Hätte er aber Gäste aus einem eidgenössischen Ort in

[98] Gonzague DE REYNOLD, *Le génie de Berne et l'âme de Fribourg,* Lausanne 1934, p. 156: «Le bilinguisme fut déposé dans le berceau de Fribourg.»

[99] WEILENMANN (wie Anm. 97), S. 138–142.

[100] Peter BOSCHUNG, *Freiburger Lesebuch,* Freiburg i.Ü. 1991, Bolz, S. 126–142.

[101] Letzte Verbote, auf den Straßen welsch zu singen und Waren welsch auszurufen, siehe RM 125, 11. Mai 1583 und RM 154, 2. Jan. 1603. Dann ließ die Obrigkeit den Zungen freien Lauf.

[102] Im Weißen Kreuz zu Freiburg war 1474 auch Hans von Waltheym auf der Rückreise von Südfrankreich eingekehrt. Siehe WELTI (wie Anm. 129, Fußnote 65). Dieses Haus, von 1296 bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts Eigentum der Herzöge von Savoyen, die es 1454 einem Wirt verpachtet hatten, befand sich hinter der Liebfrauenkirche am Platz des Kornhauses (Grenette). Pierre DE ZÜRICH, *Les origines de Fribourg et le quartier du Bourg au XVe et XVIe siècles.* Mémoires et Documents publiés par la Société d'histoire de la Suisse romande, seconde série, Tome XII, Lausanne 1924, S. 176f.

der verbotenen Sprache angesprochen, also *sprachlich* «welsch traktiert», wäre er bei der Obrigkeit sicher in Ungnade gefallen.

Kurz und gut: Nimmt man Platter beim Wort und stellt man seine Aussage in Zusammenhang mit dem, was die hiesigen Quellen zur Sprachenpolitik der Gnädigen Herren jener Zeit hergeben, dann gelangt man zur Überzeugung: Welsch waren für Felix Platter nur die andere Manier, die Fremden zu behandeln und zu lagern, die vermutlich betont liebenswürdigere oder untertänigere, wort- und gestenreichere Art des Empfangs, des Umgangs und der Bedienung und eben – die ungewohnten «französischen» Betten. Die früheste Aufzeichnung, die den Schluß zuläßt, der unerfahrene Neuling, erstmals auf großer Fahrt, habe die französische Sprache bewußt wahrgenommen, betrifft nicht die Stadt, sondern, nachdem er diese hinter sich gelassen, «Welsche flecken», die er anderntags zwischen Freiburg und Remund durchquert hatte[103].

Bei dieser Feststellung könnte man es bewenden lassen, hätte nicht der berühmte, auch bei uns gelesene französische Historiker und Schriftsteller Emmanuel Le Roy Ladurie[104] Platters Bemerkung über Freiburg völlig anders verstanden und in einer Weise ausgelegt, die zu Widerspruch und Gegendarstellung herausfordert, auch wenn man weiß, daß er den Ehrgeiz hat, Platter nicht zu *übersetzen* , sondern zu *deuten.* Hier das, was er darunter versteht:

> «Le soir, on couchait à Fribourg, en zone welche, nous dirions aujourd'hui romanophone ou même francophone. Le passage de la frontière linguistique impressionna beaucoup Platter, plus encore que ne firent les jambes de la nouvelle épousée. On le fit dormir à la française: aujourd'hui on sait ce que ça veut dire. Nos compatriotes sont bordés[105] dans leur lit. Les Allemands, non. Des psychanalystes ont même noirci des

[103] Lötscher (wie Anm. 4), S. 133.
[104] Siehe Anm. 35.
[105] C. W. T. Schuster et A. Regnier, *Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache,* Französisch–Deutsch, Dritte Auflage, Leipzig 1851, S. 151: border un lit = Bettdecke und Leintücher unter die Matratze schlagen. *Langenscheidts Großes Schulwörterbuch,* Französisch–Deutsch, Berlin und München 1977, S. 156: bien bordé dans son lit = eingemummelt.

pages sur les enveloppements chaleureux de draps et couvertures dans les pays latins»[106].

(Lassen wir ihn im Glauben, die «Nichtlateiner» könnten in ihren Betten weniger wohlig schlafen.) Das Gemisch von Anzüglichkeiten – Stoff für Freudianer – und von Behauptungen, die uns an nationalistische, ins 16. Jahrhundert zurückprojizierte Wunschvorstellungen hiesiger Sprachpolitiker gemahnen, zerplatzt wie eine Seifenblase, wenn man Le Roys Kommentar mit Platters «Urtext» vergleicht. Bei der Gegenüberstellung springt die inhaltliche Unstimmigkeit in die Augen. Platter nennt keine Sprache, kein Sprachgebiet (zone welche ?), mit keiner Silbe eine Sprachscheide, sein Satz läßt keinen Schluß auf *die Sprachverhältnisse* in und um Freiburg zu. Der mächtige Eindruck, den die vermeintliche Sprachgrenze auf den Jüngling gemacht haben soll, erweist sich als reine Erfindung.

Unstimmigkeit auch bei einer geographischen Frage. Platter schreibt: «kamen in ein waldt in der Jurthen [Jorat], so do gar nicht sicher domolen war zereißen...»[107]. Le Roy kommentiert, zuerst sachlich richtig, dann sehr frei: «La forêt de Jorat jouissait en effet d'une triste réputation.» ...«Il faut dire que les transitions géographiques entre la Suisse germanophone et l'aire romande n'étaient pas sûres»[108].

Dies trifft in dieser Verallgemeinerung nicht zu, und der Jurten liegt keineswegs in einer Sprachgrenzzone, sondern nördlich von Lausanne tief im französischen Sprachgebiet.

Im Interview mit Patrice Borcard (Anm. 35) faßt Le Roy Ladurie seine Arbeits- und Darstellungsweise in die Formel : «J'ai interprêté, imaginé mais rien inventé.» Daß er bei der Interpretation von Geschichtsquellen seiner Phantasie nicht selten freien Lauf lasse, wird ihm niemand bestreiten, daß er nichts erfinde, widerlegt er selbst überzeugend mit seinem ausschweifenden Kommentar zu Platters knappem Satz über Freiburg, mit einer

[106] Le Roy Ladurie (wie Anm. 35), S. 229.
[107] Lötscher (wie Anm. 4), S. 133.
[108] Le Roy Ladurie (wie Anm. 35), S. 230.

Über- und Fehlinterpretation, die bei einem Anhänger der «histoire romancée» oder des «roman historique» weniger stören würde. Mag diese Über- und Fehlinterpretation im Gesamten seines Buches als geringfügiger Schönheitsfehler erscheinen, als Flecklein, das für den Großteil seiner Leserschaft überhaupt nicht wahrnehmbar ist, für den Autor ist sie, gelinde gesagt, bedauerlich, für die «Betroffenen» bleibt sie nicht bloß enttäuschend, sondern unannehmbar.

Der Satz vom Traktieren und Legen ist nicht Platters einzige Äußerung zum welschen Wesen, in seinem Bericht wimmelt es von Notizen über sprachliche Begebenheiten. Anfangs bloß Beobachter, kommt er auf der Weiterreise zunehmend auch selbst in Kontakt mit Romanen. Wie erlebt er diese persönlichen Sprachsituationen, wie verarbeitet er sie? Er nimmt sie unvoreingenommen zur Kenntnis und vermerkt sie in seinem Tagebuch. Aus jahrzehntelangem Abstand erzählt er sie in den Lebenserinnerungen nicht anders als viele andersartige Reiseerlebnisse. Obwohl die meisten nicht die Strecke Bern–Lausanne betreffen, werden sie hier ebenfalls aufgeführt, weil sie Felix Platters vorurteilslose Einstellung zu allen Sprachen bestätigen und so dazu beitragen, Le Roys seltsame Deutung ins rechte Licht zu rücken.

Dank der Begleitung von Franzosen – bis Genf von Herrn Robert aus Paris, von Genf nach Montpellier von Herrn Hérouard – kommt der 16jährige im allgemeinen gut zurecht. Doch schon bald werden ihm die Nachteile seiner Unkenntnis der französischen Sprache bewußt, zuerst in der Waldspelunke im Jurten[109], dann in Genf, wo er von Calvins Predigt in französischer Sprache «nüt verstundt»[110]. Ohne den Begleiter ist er verloren und kommt sogar zu Schaden. In Lyon erpreßt eine Fährfrau auf der Rhone einen betrügerisch hohen Preis für die Überfahrt, in Villeneuve bei Avignon, von Hérouard eine Nacht lang allein gelassen, kann er aus Furcht vor rohen Schiffern nicht schlafen, weil er mit keinem Menschen reden kann, weint er, vom Heimweh übermannt, am

[109] LÖTSCHER (wie Anm. 4), S. 134: «... der bub ... sagt dem Roberto, dan wir beide [Platter und Schöpf] kein Welsch konten ...»
[110] LÖTSCHER (wie Anm. 4), S. 136.

Hals seines Rößleins; unfähig sich zu verständigen, wird er von der Wirtin bei der Abrechnung übertölpelt[111].

Mehrmals kommen ihm seine guten Lateinkenntnisse zustatten, möglicherweise auch bei der Übergabe des väterlichen Briefs an Calvin[112]. Dann macht er unterhalb Vienne Bekanntschaft mit dem Lehrer der Kinder von König Heinrich II.; im Weiterreiten und abends bei Tisch gibt er dem gelehrten Herrn, der seine Freude am aufgeweckten Jungen hat und ihm beim Ritt durch einen hochgehenden Nebenfluß der Rhone behilflich ist, die gewünschten Auskünfte über Politik und Religion zu Basel – alles lateinisch[113]. Bei seiner Ankunft am Studienort kann er sich mit dem Kostgeber und Pflegevater Catalan nur mit Hilfe der internationalen Gelehrtensprache Latein verständigen, und so spricht dieser auch weiterhin mit ihm, «uf sein wiß, schlecht und wan ich ihm Lateinischer [in besserem Latein] antwortet, verwundert er sich darob»[114].

Schon auf der Reise wagt er keck die ersten Sprechversuche auf französisch und macht sich nichts aus den unvermeidlichen Fehlern und Mißverständnissen des Anfängers[115]. Die provenzalische Umgangssprache scheint der Student leicht und rasch erlernt zu haben. Über einen andern, der damit mehr Mühe hatte und meinte, die Welschen sollten ihn verstehen, wenn er an den lateinischen Wörtern die Endungen weglasse, machte er sich später lustig[116]. Für Felix ist es selbstverständlich, sich zur Gemeinschaft der deutschsprachigen Studenten an der Universität zu bekennen. Er tut dies auffallend häufig, so in Wendungen wie: «wir Teutschen, uns Teutschen, by uns Teutschen, unsere Teutschen, uns

[111] Lötscher (wie Anm. 4), S. 139, 142, 143.

[112] Für Le Roy Ladurie (S. 232) steht dies fest. Platter selbst sagt nicht, in welcher Sprache die Unterhaltung mit dem Reformator stattfand. Dessen gute Nachricht, er könne in der Obhut von Michel Hérouard nach Montpellier weiterreisen, gibt Felix deutsch wieder; ob er sie wörtlich zitiert oder für die Lebenserinnerungen übersetzt, ist nicht ersichtlich.

[113] Lötscher (wie Anm. 4), S. 140, 141.

[114] Lötscher (wie Anm. 4), S. 145, 156.

[115] Lötscher (wie Anm. 4), S. 141.

[116] Lötscher (wie Anm. 4), S. 269.

Teutschen studiosen, meiner landtsleuten der Teutschen»[117]. Das hindert ihn nicht, beruflich und gesellig mit welschen Studenten und städtischen Gesellschaftskreisen lebhaften Umgang zu pflegen; bald ist er auch bei ihnen beliebt als fröhlicher Lautenspieler und als gewandter Tänzer, der zum Erstaunen «der Teutschen» im Nu alle französischen Tänze beherrscht[118], doch er übersieht auch die Spanier und Italiener nicht[119]. Mächtigen Eindruck macht ihm Gulielmus, der Bruder seines früheren Mentors Michel Hérouard; zum Doktor der Medizin promoviert, dankt er der Fakultät «in fünf oder sexerlei sprachen, dorunder auch die teutsche, ob er glich nit teutsch sunst reden kont»[120].

Platters Sprachbemerkungen werfen auch ein Licht auf die schon damals nicht geringe Mobilität der Kaufleute, Künstler und Gelehrten. Er vermerkt nämlich alle Deutschsprachigen, die er bei ihrer Ankunft oder Durchreise in Montpellier kennen lernt. Es sind vor allem Basler oder andere Schweizer: Studenten, Kaufleute, Jakobsbrüder, auch verwahrloste Söldner auf der Heimreise. Mehrere werden von ihm und seinen Freunden bewirtet («wol tractiert»), verarztet, neu eingekleidet[121]. Auf der Hin- und Rückreise trifft er im französischen Sprachgebiet erstaunlich viele Deutschsprachige, zuerst in Genf den Basler Felix Irmi, der dort «Welsch lart [lernt]»[122], in Lyon den Bärenwirt Paul Heberlin aus Zürich, in dessen Herberge außer der Wirtin «alles Teutsch volck war»[123]. Deutschsprachigen hohen und niederen Standes begegnet er zu Orléans «in hoher Zahl», etlichen in Bourges, zahlreichen in Paris; oft leisten sie sich abends Gesellschaft bei Mahlzeiten, Festereien und Tanzanlässen[124]. In Dijon trifft er Caspar Krug aus Basel, «der das Teutsch gar vergessen» hatte, und in Besançon, wo der Reisegefährte Jacob Riedi «Welsch glert» hatte, besucht man

[117] Lötscher (wie Anm. 4), S. 147, 158, 162, 165, 166, 174, 184, 192, 203, 222, 223, 224, 235, 239, 242, 243, 247, 252, 255, 256, 260, 284.
[118] Lötscher (wie Anm. 4), S. 154, 175, 191, 192, 195, 205, 211, 261.
[119] Lötscher (wie Anm. 4), S. 162, 163, 289.
[120] Lötscher (wie Anm. 4), S. 214.
[121] Lötscher (wie Anm. 4), S. 166, 196, 244.
[122] Lötscher (wie Anm. 4), S. 136.
[123] Lötscher (wie Anm. 4), S. 138.
[124] Lötscher (wie Anm. 4), S. 275, 278, 280, 284, 285.

dessen Bekannte[125]. Im Bericht über seine vier Lehr- und Wanderjahre steht der junge Basler ein einziges Mal zu seinem Schweizertum... nicht aus Patriotismus, sondern um einen Beamten zu überlisten. Den mißtrauischen Torwächtern zu Narbonne geben sich die vier deutschsprachigen Studenten als «Suisses» aus, was der einzige Schweizer unter ihnen mit einem lateinischen Brief aus Basel «beweist». Zusammen mit ihren Lateinkenntnissen vermag dieser den «Gubernator» zu überzeugen. Er gewährt ihnen Einlaß und befiehlt, sie in der Herberge «wol zetractieren»[126].

Diese vielen Belege lassen nur *einen* Schluß zu: Hätte Felix Platter etwas von der freiburgischen Sprachenlage wahrgenommen und melden wollen, hätte er dies sicher nicht mit andern Feststellungen vermischt in die mehrdeutige Formel «welsch traktieren» zusammengebunden und eingepackt, sondern deutsch und deutlich ausgesprochen, wie er dies bei allen andern Sprachsituationen unmißverständlich zu tun pflegte.

b) Von Freiburg nach Lausanne

Zwischen der Saanestadt und Remund, dem nächsten markanten Ort, ritten die drei Reisenden im Regen durch mehrere «welsche Flecken», deren Namen Platter vermutlich nicht zu Ohren kamen. Je nach Wahl konnte der Weg über Neyruz, Cottens, Chénens, Villaz-St-Pierre oder über Posieux, Farvagny, Orsonnens führen; «Flecken» trifft am ehesten auf die beiden letztgenannten Kirchdörfer zu. Im Städtchen auf dem runden Hügel[127] trockneten sie im Gasthaus «Zum Leuen» die Kleider und aßen für 6 Groschen zu Mittag[128].

Verpflegt und getrocknet zogen sie weiter und rechneten damit, das nächste Etappenziel, die Stadt ob dem Genfersee, vor dem Einnachten zu erreichen, dort in einem gutbeleumdeten Gasthof

[125] LÖTSCHER (wie Anm. 4), S. 289.

[126] LÖTSCHER (wie Anm. 4), S. 265. Schweizer wurden freizügiger behandelt als Deutsche. Das Verhältnis zwischen der Eidgenossenschaft und dem König von Frankreich war 1516 durch den Ewigen Frieden, 1521 durch ein Soldbündnis geregelt worden (Fußnote 9).

[127] Romont, vom lat. rotundus mons.

[128] LÖTSCHER (wie Anm. 4), S. 133 und 146.

das Nachtmahl einzunehmen, die Kleider zu trocknen und sich auszuruhen[129]. Statt dessen gerieten sie durch eine Verkettung widriger Umstände in ein Abenteuer, das leicht allen dreien hätte das Leben kosten können. Kurz nach *Ruw* (Rue) trennte Thomas Schöpf sich aus einem nicht genannten Grunde von den Gefährten und verirrte sich, vielleicht in den Auenwäldern längs der Broye. Nachdem die beiden andern lange im Regen und im Nebel auf ihn gewartet hatten, verirrten sie sich zu dritt im gefürchteten Bergwald des Jurten. Umsonst hielten sie Ausschau nach irgendeinem schützenden Dach. Das Dörflein, das sie schließlich fanden, wo man ihnen jedoch den Unterschlupf verweigerte, könnte Ecublens oder Carrouge gewesen sein. Als sie mit dem Buben, den sie dort als Führer gedungen hatten, in Mézières ankamen, war es schon Nacht, und in der Herberge weit abseits des Dorfes machten Wirtin, Einrichtung und Gäste den denkbar schlechtesten Eindruck. Da auf den aufgeweichten Wegen im dunklen hügeligen Gelände an ein Weiterreiten nicht zu denken war, fügten sie sich ins Unvermeidliche. Durchnäßt und hungrig, in einem engen fensterlosen Raum zusammengepfercht, verbrachten die drei Irrläufer in Todesangst und Schrecken schlaflose Stunden, am schlimmsten wohl Felix. Die Pferde standen geschirrt und ungefüttert in einem niedrigen Stall. Ein Glück, daß die Räuber bei der Feuerstelle schnarchend ihren Rausch ausschliefen, als die drei an ihnen vorbei den Aufbruch wagten und der Bub, der den Plan für den Überfall belauscht hatte, sich ihnen um ein ansehnliches Trinkgeld – Platters Anteil betrug 4 Schilling[130] – weiter zur Verfügung stellte. Dies alles, und wie der ortskundige Pfadfinder die Verängstigten auf Schleichwegen durch Dickicht und Gestrüpp noch vor Tagesanbruch auf die große Straße nach Lausanne in Sicherheit brachte, hat Platter 76jährig in seinen Lebenserinnerungen so beredt und anschaulich nacherzählt, daß hier jede weitere Ausführung überflüssig erscheint.

[129] Auch Waltheym hatte 1474 die Strecke Freiburg–Lausanne zu Pferd in einem Tag zurückgelegt; vgl. Friedrich Emil Welti, *Die Pilgerfahrt des Hans von Waltheym im Jahre 1474*, Bern 1925, S. 14.

[130] Lötscher (wie Anm. 4), S. 146.

In seinem Kommentar dazu fragt Le Roy Ladurie, ob Platter, um sich bei seinen Lesern wichtig zu machen, die Gefahr übertrieben dargestellt haben könnte[131]. Nach allem, was von den damaligen Zuständen im Jurten bekannt ist, besteht an der tatsächlichen Gefährdung kein Zweifel. Und darf man Platter tadeln, wenn er sein unheimliches Abenteuer so schildert, wie er – noch fast ein Kind – es subjektiv erlebt hat?

Bisher war vom schriftlich verbürgten Abenteuer der uns bekannten Reisenden die Rede. Andere haben Ähnliches und Schlimmeres erlebt. Davon abgesehen, kam jedoch der Gegend für den gesamten Reiseverkehr zwischen Bodensee und Léman eine nicht geringe Bedeutung zu. Dies rechtfertigt es, sie genauer ins Auge zu fassen.

c) Der Jurten / le Jorat

Der deutsche Name ist eine Parallelform zum französischen, beide haben sich aus dem keltischen Wort *juretto* entwickelt, einer Ableitung von *Juris* = Waldgebirge[132]. Der Doppelname war auch dem Kartographen der zehnörtigen Eidgenossenschaft bekannt[133]. Die uralte Bezeichnung umschreibt kurz und treffend die geographische Eigenart der Gegend, die als Teil der Waadt lange Savoyen unterstand und 1536 unter bernische Herrschaft gekommen war. Sie besteht aus einem weitläufigen, größtenteils von Wald bedeckten, durch zahlreiche Wasserläufe eingeschnittenen Hügelzug um das heutige Le Chalet-à-Gobet im Norden der Stadt Lausanne und des westlichen Lavaux[134].

[131] Le Roy Ladurie (wie Anm. 35), S. 230: «Félix, l'avait-t-il échappé belle? Ou bien, grossissait-il le danger pour se faire valoir auprès d'éventuels lecteurs?»

[132] Hubschmied (wie Anm. 29), S. 49. Gleich erklärt er auch die Bergnamen Jura und Gurten. – Zum selben Ergebnis kommt Paul Aebischer, *Les noms de lieux du canton de Fribourg (Partie française)* (= Archives de la Société d'histoire du canton de Fribourg, tome XXII), 1976, p. 139.

[133] Balmer (wie Anm. 61), S. 89 : «Der Mont Jorat, das Bergland der Waadt bei Lausanne heißt bei Türst Jurthen.»

[134] Francis Jeanneret, Franz auf der Maur, *Der große Schweizer Atlas*, Bern 1981, Blatt 176 und 178. Zur Geschichte siehe *Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz*, Bd. 4, S. 411: Jorat.

Daß die Straße über den Jurten schon früh gebraucht wurde, läßt sich aus der prähistorischen Besiedlung schließen; in römischer Zeit verband sie *Lousanna* mit *Minodunum* (Moudon, Milden) und führte weiter zur Hauptstadt *Aventicum* (Avenches, Wifflisburg). Im Mittelalter mündete in sie unweit Montpreveyres der Weg von Freiburg her über *Remund* (Romont) und *Ruw* (Rue)[135] der viel auch von Pilgern begangen wurde[136]. Eben diesen Anschluß an die Hauptstraße, wo sie vom Broyetal zum Jurten aufsteigt, hatten unsere Reisenden wegen Regen, Nebel und Dunkelheit verfehlt.

Die Straße durch das dünn besiedelte Waldgebiet war lange berüchtigt und galt neben jener über den Monte Ceneri als eine der unsichersten im schweizerischen Straßennetz[137]. Waltheym hatte eine gute Meinung von den Straßen der Eidgenossenschaft[138]. Sein Lob, sie seien so sicher, daß man dort keines Geleitschutzes bedürfe, um ohne Angst um Leib und Gut reisen zu können, schrieb er – sozusagen als Vorschußlorbeer – in Konstanz[139]. Dort hat ihn anscheinend niemand vor der Unsicherheit im savoyischen Gebiet jenseits von Freiburg gewarnt. Angegriffen oder bedroht wurde er weder auf der Hin- noch auf der Rückreise, er hatte also mehr Glück als später Felix Platter und seine Gefährten. Denn im Spätmittelalter soll hier der Straßenraub an der Tagesordnung gewesen und – mit Wirten als Komplizen – zeitweise als Familienunternehmen betrieben worden sein, was der Volkskundler Paul Hugger mit der hoffnungslosen Notlage der äußerst armen, sozial und wirtschaftlich schwer benachteiligten Kleinbauern der abgelegenen und vernachlässigten Gegend erklärt[140].

[135] *Karte zur Bibliographie des Inventars historischer Verkehrswege der Schweiz*, 1982.

[136] Moritz Boschung, Jean-Pierre Dewarrat, Edouard Egloff et Gérard Pfulg, *Chemins de Saint-Jacques en terre fribourgeoise*, Fribourg 1993, p. 36.

[137] Peter F. Kopp, *Xaver Zeltner – vielbesungener Landvogt und revolutionärer Dramenheld*, in: Jahrbuch für Solothurnische Geschichte 67 (1994), S. 76: «noch im 19. Jahrhundert kam es dort zu spektakulären Überfällen.»

[138] Haas (wie Anm. 3), S. 10.

[139] Welti (wie Anm. 129), S. 12.

[140] Max Mittler, *Pässe Brücken Pilgerpfade. Historische Verkehrswege der Schweiz*, Zürich-München 1988, S. 15.

Als Robert, der sprachenkundige Gefährte von Schöpf und Platter, in Lausanne berichtete, welcher Gefahr sie mit knapper Not entkommen seien, gab man ihnen zu verstehen, es sei beinahe ein Wunder, daß sie den Anschlag lebend überstanden hätten. Der Räuberhauptmann, der lange Peter genannt, wurde einige Zeit danach gefaßt und in Bern mit dem Rad hingerichtet. Er hatte neben andern Schandtaten gestanden, bei Mézières hätten auch etliche Studenten umgebracht werden sollen. Dies schrieb Thomas Schöpf, der es 1553 auf der Heimreise in Bern vernommen hatte, dem Studiengenossen nach Montpellier[141].

Im Tagebuch vom Thomas Platter d. J., der am 19. September 1595 ebenfalls «durch berg und thal» über den Jurten ritt, findet man keine Andeutung, er habe vom lebensgefährlichen Abenteuer seines Halbbruders und überhaupt vom Räuberunwesen Kenntnis gehabt. Unbehelligt durchgekommen, erwähnt er hier nichts als nach Montpreveyres, auf halbem Weg zwischen *Milden* und *Losanna*, «ein wirtshauß mitten in der Jurten auf dem berg gelegen, neben Sant Catharina Kloster»[142].

Doch auch ohne Wegelagerer hatte der Jurten seine Tücken. Wie ein Querriegel in einem begradigten Fluß, wie ein «Gendarm» auf einer verkehrsberuhigten Quartierstraße, erhebt er sich zwischen dem Mittelland und den Gestaden des Genfersees. In den Alpen führt ein Übergang meistens – sozusagen zwangsläufig – über eine Paßhöhe in einem Bergsattel. Dagegen bildet der Jurten einen nicht sehr hohen, aber unübersichtlichen, breit ausladenden, ungeschlachten Bergrücken, dessen spärliche, armselig-unwirtliche Wohnstätten durch riesige Wälder getrennt und durch Fußpfade untereinander verbunden waren, auf denen Ortsfremde sich unweigerlich verliefen, sobald sie von der einzigen Durchgangsstraße abgekommen waren. Diese klotzige, zerklüftete Hürde mußte jedermann übersteigen, der vom Norden her dem wichtigen Verkehrsknotenpunkt Lausanne zustrebte, es sei denn, er hätte den Umweg über *Iferten* (Yverdon) und das Talenttal vorgezogen.

[141] Lötscher (wie Anm. 4), S. 135.
[142] Keiser (wie Anm. 28), S. 19.

Ob man über Moudon durchs Broyetal oder von Bern und Freiburg über Remund und Rue herreiste, an diesem Hindernis im westlichen Mittelland kam niemand vorbei, auch nicht die transeuropäische Handelsstraße, auf der nicht nur Kaufleute und Warenzüge, sondern auch Kaiser und Päpste, Könige, Kriegsherren und Ritter, Bischöfe, Prälaten und Mönche, fahrende Scholaren, Sänger, Bettler in beiden Richtungen unterwegs waren, Hans von Waltheym nach Saint-Maximin in der Provence, Felix und Thomas Platter d. J. nach Montpellier, unzählige Jakobspilger nach Santiago de Compostela.

An diesem natürlichen Hindernis stießen sich auch die vielen Freiburger, die im Lauf der Jahrhunderte in geistlichen und kulturellen Anliegen mit der bischöflichen, in politischen und wirtschaftlichen Geschäften vor allem mit der savoyischen Waadt zu tun hatten. Der Fürstbischof von Lausanne war auch ihr geistlicher Oberhirte, ihm unterstand der Weltklerus, in geistlichen Sachen hatten sie sich an sein Gericht (Offizialat) zu wenden und wurden dorthin zitiert, an seinem Hof ließen sich die zukünftigen Notare und geschworenen Schreiber ausbilden, solange ihnen das Latein als einzige Urkundensprache öffentlicher und privater Rechtsgeschäfte vorgeschrieben war[143]. Erst von 1424 an durften sie auf Wunsch ihrer Klienten Urkunden in welscher oder deutscher Volkssprache ausstellen[144].

Von Anfang an war Freiburg dank seinem sprachlich-kulturellen Doppelerbe für Einflüsse aus allen Richtungen der Windrose offen, in seinen wirtschaftlich besten Zeiten als bedeutender Fabrikations- und Handelsplatz in das große europäische Umfeld eingebunden, im Westen vor allem mit Burgund, im Süden mit Savoyen vernetzt; seine Kaufleute besuchten auch die Märkte in Genf, und der Weg dorthin führte durch Lausanne[145]. Bevor Kaiser

[143] Hermann Rennefahrt, *Zum Urkundenwesen im heute bernischen Gebiet und dessen Nachbarschaft während des Mittelalters (bis um 1500)*, in: Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern 44 (1958), S. 16, 38, 39.

[144] *Recueil diplomatique du canton de Fribourg* (RD), vol. 7, 1863, p. 166.

[145] Hektor Ammann, *Freiburg und Bern und die Genfer Messen*, Aarau 1921; Hektor Ammann, *Freiburg als Wirtschaftsplatz im Mittelalter*, in: Fribourg/Freiburg 1157–1481, Freiburg 1957, S. 184–239.

Sigismund Freiburg im Jahr 1422 das Münzprägeregal verlieh, war hier die Lausanner Münze im Umlauf[146].

Wie sehr der Jurten den Freiburgern zu schaffen machte, wie beschwerlich und gefährlich sie ihn – auch ohne Raubüberfälle – erlebten, bezeugt ein Breve des Papstes Martins V.[147], eine Urkunde, die in mehr als einer Hinsicht, namentlich auch sprachengeschichtlich, höchst aufschlußreich ist.

Darin beantwortet der Papst zustimmend eine Bittschrift *(petitio)* von Schultheiß, Rat und Gemeinde zu Freiburg, die sich beschwert hatten, der bischöfliche Gerichtshof in Lausanne schädige die Freiburger, indem er sie zu oft und wegen geringfügiger Sachen vorlade, und er regelt die Befugnisse neu. Er ordnet an, das Bischofsgericht habe nur noch in Ehesachen sowie wegen Wucher und Häresie und in Prozessen mit einem Streitwert über 30 Gulden zu urteilen, für die übrigen geistlichen Fälle sei der Dekan von Freiburg zuständig.

Der Wortlaut der Petition ist nicht bekannt, doch scheint die Antwort die freiburgische Argumentation wörtlich wiederzugeben. Diese beginnt mit der eindrücklichen Schilderung der Schwierigkeiten einer Reise nach Lausanne. Die Entfernung betrage acht große Meilen, der Weg sei während der meisten Jahreszeiten rauh, mühsam und gefährlich, er führe durch hügeliges Gelände und, da an manchen Stellen Brücken fehlten, durch Wasserläufe, deren Ufer häufig überschwemmt seien. Als besonders beschwerlich und gefahrenreich wird namentlich die Strecke durch den sogenannten Jurtenwald[148] hervorgehoben.

Da viele Leute abseits auf Hügeln und Bergen wohnten, brauchten sie mehr als zwei Tage, um in die Bischofsstadt zu gelangen. Dies sei besonders schlimm, weil die meisten arm seien und die Kosten für die Reise und den Aufenthalt daselbst – täglich acht Schilling – nicht aufzubringen vermöchten. Dazu seien sie der dortigen Sprache mangelhaft oder überhaupt nicht kundig, so daß

[146] RD (wie Anm. 144), vol. 7, p. 126.
[147] RD (wie Anm. 144), vol. 7, p. 131–134.
[148] RD (wie Anm. 144), vol. 7, p. 132: «...necnon per quoddam nemus Juretum nuncupatum similiter asperum et tediosum.»

ihnen durch die Honorare für die Dolmetscher zusätzlich bedeutende Ausgaben entstünden, die Mehrheit der Bevölkerung bestehe nämlich aus Deutschen[149], das heißt aus Deutschsprachigen. – Hier bestätigt die damals zuständige Behörde, daß Freiburg schon vor 1424 ein zweisprachiges Gemeinwesen war. Damit ist einmal mehr die irrige Behauptung widerlegt, es sei erst nach dem Eintritt in die Eidgenossenschaft «germanisiert» worden.

III. Gegenüberstellung Waltheym/Platter

Den zweitältesten mit dem ersten Reisebericht über Freiburg und ihre Verfasser systematisch zu vergleichen und gleichzeitig an den Maßstäben der Reiseliteratur von Rosmarie Zeller[150] und Walter Haas[151] zu messen, würde eine besondere Untersuchung erfordern. Ich muß mich mit einer knappen Skizze begnügen.

Was hat der Basler mit dem Sachsen gemein? Im Abstand von 78 Jahren von Bern bis Avignon die gleiche Reiseroute, die sie zu Pferd und in ausgewählter Gesellschaft hinter sich bringen. Beide kennen wir durch ihre Berichte, in denen die Strecken zwischen den Städten und der Zustand der Straßen, städtebauliche Sehenswürdigkeiten, Landschaften und Naturschönheiten keine Rolle spielen.

In der Folge stößt man auf lauter Gegensätze, die sich aus der Verschiedenheit der Persönlichkeiten erklären lassen. Daß ein

[149] RD (wie Anm. 144), vol. 7, p. 132: «...prefatique universitas, populus et subditi, qui pro maiori parte theutonici existunt.» Universitas will sagen: die Gesamtheit der Bevölkerung im freiburgischen Hoheitsgebiet, das damals erst aus der Stadt und der Alten Landschaft bestand und sich, von wenigen Grenzpfarreien abgesehen, mit dem Gebiet des Dekanates Freiburg deckte. Mit *subditi* sind die Landleute gemeint. Siehe Peter Boschung, *Die Alte Landschaft Freiburg*, in: BHKSb 52 (1982/83), S. 257; ders., *Freiburg, der erste zweisprachige Kanton*, in: FG 64 (1985/86), S. 124, 125.

[150] Zeller (wie Anm. 2), S. 139–143.

[151] Haas (wie Anm. 3), S. 8, 28–38.

Knabe in der Pubertät die Welt nicht gleich erleben kann wie ein ausgereifter Erwachsener, ist eine Binsenwahrheit.

Waltheym war 1474 52 Jahre alt und hatte noch fünf Jahre zu leben, ein gebildeter, bestandener Mann und erfahrener Politiker, angesehen und weltgewandt, reisegewohnt, selbstbewußt und so reich, daß er sich alles Wünschenswerte leisten konnte. Platter war 1552 sechzehnjährig, der elterlichen Fürsorge und Planung so wenig entwachsen, daß in Montpellier der Kostgeber Catalan an ihm Vaterstelle vertreten mußte, unerfahren, sensibel und ängstlich, ganz auf Führung und Wohlwollen seiner Begleiter angewiesen: ein Studentlein im Begriff, «den Knopf aufzutun». Was der strenge Vater von ihm erwartete, wußte er, und es wurde ihm in jedem Brief aufs neue eingeprägt. Fromm, ehrbar und sparsam soll er leben und fleißig studieren muß er, wenn der Sohn eines armen Schulmeisters in Basel bei der großen Ärztekonkurrenz Erfolg haben will[152]. Mit dem Erbe des Vaters solle er nicht rechnen, dieser sei kein Herr, sondern «ein armer außgemergleter schulmeister und bur», der Sohn werde sich von seiner Kunst ernähren müssen[153].

Grundverschieden waren auch ihre religiösen Überzeugungen. Waltheym war ein vorreformatorischer, von der mittelalterlichen Kirche geformter Christ. Seine Frömmigkeit tut sich uns in Werken kund: im österlichen Sakramentenempfang und sehr betont in der Verehrung der Heiligen, mit Vorliebe der Märtyrer und ihrer Reliquien; sie scheint für ihn wesentlich und heilsnotwendig, ist der Beweggrund seiner Wallfahrt – und sie beschert ihm das außergewöhnliche Erlebnis, im Einsiedler im Ranft einen lebenden Heiligen zu sehen, zu sprechen und ihm die Hand zu drücken. Fremdländische Kirchenbauten und Gottesdienste scheinen ihm keinen Eindruck zu machen. Da er jedes persönliche Bekenntnis vermeidet, uns nie in sein Inneres blicken läßt, bleibt uns seine wirkliche Frömmigkeit verborgen.

Platter war in zweiter Generation ein Reformierter baslerischer Prägung, Äußerlichkeiten und frommen Worten abhold, wozu

[152] LÖTSCHER (wie Anm. 4), S. 193.
[153] LÖTSCHER (wie Anm. 4), S. 231f.

auch die naturwissenschaftliche Ausbildung beigetragen haben könnte. Ihm wird nachgesagt, er sei dem «vom Vater eingeimpften Christenglauben» lebenslang treu geblieben, sei auch ein fleißiger Kirchengänger, aber als Arzt und Humanist gegenüber Andersgläubigen tolerant gewesen[154]. In seinen Lebenserinnerungen findet sich keine unsachliche Äußerung über andere Konfessionen – in seiner streitsüchtigen Epoche keine Selbstverständlichkeit.

Daß sich ihre Interessen nicht deckten, verwundert nicht. Galt seine Fahrt auch in erster Linie Heiligtümern und Reliquien, so reiste der geschäftstüchtige Salzherr und ehemalige Bürgermeister doch ohne Scheuklappen. Er behielt die Augen offen für alles, was sich ihm an den Rastorten, politisch und wirtschaftlich, ähnlich oder neu und anders darbot.

Verglichen mit ihm, war der junge Basler ein unbeschriebenes Blatt, noch ohne Interesse für öffentliche Angelegenheiten, und er hatte nur eines im Sinn: möglichst bald in Montpellier absatteln zu können. Diesseits der Alpen machte er sich nicht viel aus Sehenswürdigkeiten, in Südfrankreich bestaunte der Lateiner die römischen Kunstdenkmäler von Vienne, Orange und Nîmes. Blick und Horizont weiteten sich vollends während der Lehr- und Reifejahre in Montpellier, nicht nur für Medizin und Naturwissenschaften, auch für die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zustände in Südfrankreich[155].

Ungleich ist auch ihr Verhalten gegenüber Menschen und Dingen. Waltheym, der nicht nur alle Herbergen, sondern sogar die Namen der Wirte aufzeichnet, wirkt sachlich interessiert, nüchtern und eher zurückhaltend, findet aber leicht Kontakt zu Standesgenossen. Er scheint die Gleichmut in Person, klagt nicht über die Unbilden der Witterung, nicht über die Unannehmlichkeiten von Unterkünften, einzig die allerschlimmsten Strapazen ringen ihm einen schriftlichen Seufzer ab[156], hingegen spart

[154] Lötscher (wie Anm. 4), S. 28.
[155] Lötscher (wie Anm. 4), S. 151.
[156] Haas (wie Anm. 3), S. 29, 36

er nicht mit Lob für gute Herbergen im Rhonetal[157]. Mit keinem Wort gibt er seine Emotionen preis.

Auch Platter klagt selten, aber er steht offen zu seinen Stimmungsschwankungen. Er bekennt die Wehleidigkeit des Stadtjünglings, dem der Regen mißfällt, die Todesangst in der Räuberspelunke, das Grausen vor den Leichen Hingerichteter, die längs der Straße an Bäumen hingen, die Heimwehtränen am Hals seines Rößleins, als ihn Meister Hérouard in Avignon eine Nacht allein läßt, die Angst, in der Heiligen Nacht allein das Haus Catalans zu hüten, die Angst, Flüsse zu durchqueren oder hohe Türme zu besteigen, die Angst vor Gebirgswegen noch im Mannesalter, kurz: er macht kein Hehl aus seinen Ängsten und Befürchtungen, aus seinen Hochgefühlen und Enttäuschungen, noch im Alter steht er dazu.

Die von Walter Haas aufgeworfene Frage nach dem Verhältnis von Reisebericht und Reisewirklichkeit[158] läßt sich auch im Fall Platter nicht schlüssig beantworten, vor allem, weil wir uns bewußt sind, die Wirklichkeit von 1552 höchst lückenhaft zu kennen. Und beim Versuch, den Vergleich der beiden Verfasser und ihrer Berichte auch in dieser Richtung durchzuführen, stellt man fest, wie verschieden die Texte entstanden sind, die wir als «Fertigprodukte» lesen und bearbeiten. Waltheym notierte sich, was ihm erinnerungswürdig erschien, von Tag zu Tag in sein «Memorial». Heimgekehrt verfertigte er im Frühjahr 1475, die Aufzeichnungen ordnend und aus frischem Gedächtnis ergänzend, die Reinschrift, die heute in der Herzog August Bibliothek zu Wolfenbüttel aufbewahrt wird[159].

Was wir von Platter kennen, sind auch nicht die vor dem Schlafengehen gekritzelten Notizen, sondern die Lebenserinnerungen, die der Professor zwischen 1609 und 1612, also 57 Jahre nach der Reise durch die Westschweiz, verfaßt hatte, wobei er sich auf sein Gedächtnis verließ und sich für viele Einzel-

[157] Welti (wie Anm. 129), S. 18.
[158] Haas (wie Anm. 3), S. 8, 28–36.
[159] Welti (wie Anm. 129), S. X. Schriftproben finden sich bei Haas (wie Anm. 3), S. 13–16.

heiten, namentlich für Daten und Jahreszahlen auf die Tagebucheintragungen und die Briefe des Vaters stützen konnte[160]. Wer ob solcher Umstände versucht sein sollte, am Wahrheitsgehalt zu zweifeln, tut gut daran zu bedenken, was die beiden Verfasser zu schreiben bewog: Nicht die Pflicht, ein Protokoll vorzulegen, nicht literarischer Ehrgeiz, auch nicht die Absicht, einen verbindlichen Führer für andere Reisende herauszugeben, sondern das Bedürfnis, das Erlebte und Geleistete zu dokumentieren und gleichzeitig die Neugier der Daheimgebliebenen zu befriedigen, der Angehörigen, Freunde und guten Bekannten, sowie der späteren Generationen, die auf den weitgereisten Vorfahren stolz sein würden. Könnte bei der Stoffauswahl nicht auch diese Sicht als Filter zwischen Erlebnis und Schlußfassung gewirkt haben?

Zur Gegenüberstellung gehört auch eine vergleichende Sprachanalyse der Texte, eine Aufgabe, die den Sprachwissenschaftlern vorbehalten bleibt. Hier als Hinweise die kurzgefaßten Urteile von Kennern. Walter Haas findet im ostmitteldeutschen Schriftdialekt Waltheyms Gemeinsamkeiten und Unterschiede zum Idiom seines Landsmannes Martin Luther[161].

Valentin Lötscher stellt fest, Platter schreibe ein Baseldeutsch, das er «der sich langsam normierenden neuhochdeutschen Schriftsprache anzupassen suche», der neuen Sprachform, welche Basel um 1600 als erste Schweizerstadt übernommen habe[162].

Es mag am Genius loci liegen, daß man besonders hellhörig darauf achtet, wie die beiden Reisenden auf fremde Sprachen und Sprachverhältnisse ansprechen. Beide sind deutscher Muttersprache und sprechen auch Latein, sind aber des Französischen unkundig. Vorurteile gegen die welsche Sprache äußert keiner. Waltheym hat kein Interesse sie zu erlernen, weil er 52jährig ist und sie zu Hause nicht nötig hat, Platter wird am Studienort auf sie angewiesen sein und hat von Anfang an ein offenes Ohr für sie. Dem Sachsen bleiben ernsthafte Verständigungsschwierigkeiten erspart, weil er bis Genf in Gesellschaft von Kaufleuten reist und dort einen

[160] Lötscher (wie Anm. 4), S. 29–36.
[161] Haas (wie Anm. 3), S. 38.
[162] Lötscher (wie Anm. 4), S. 36–40.

persönlichen Dolmetscher anstellt. Platter wird bis Genf vom feinen Herrn Robertus aus Paris begleitet und behütet, dann gerät er mehrmals in Verlegenheit. Ob Calvin sich mit ihm deutsch oder lateinisch unterhält, geht aus dem Text nicht hervor, von seiner französischen Predigt versteht der Basler kein Wort. Vom Reformator wird er dem Wundarzt Hérouard aus Montpellier anvertraut, doch dieser überläßt ihn zu Lyon und in Avignon vorübergehend sich selbst. Da wäre er froh, «die Zunge kehren» zu können[163]. Unfähig sich zu verständigen, fühlt sich der ängstliche Junge verloren und wird von einer Fährfrau und einer Wirtin übers Ohr gehauen[164]. In Montpellier versteht er sich ohne weiteres mit Gebildeten, sie sprechen alle Latein; die provenzalische Umgangssprache muß er von Grund auf lernen, doch er lernt sie gern und mühelos.

Doch, was sagen die beiden Besucher zu den freiburgischen Verhältnissen? In Anbetracht des Alters- und Standesunterschieds und der Tatsache, daß der ältere anderthalb Tage bleibt und der 16jährige sich nur eine Nacht lang hier aufhält, ist leicht zu erraten, wer mehr zu berichten weiß. Beim Anblick Freiburgs ist der Politiker und Stratege überwältigt von der militärisch sicheren Lage der Stadt. Im Begriff, erstmals den deutschen Sprachraum zu verlassen, stellt er als nächstes fest, daß Germania und Romania hier durch keine Grenze geschieden sind, sondern in diesem Gemeinwesen friedlich zusammenleben. Daß die Stadtbevölkerung halb welsch, halb deutsch ist, kann er in der kurzen Zeit nicht selbst abgezählt haben. Dies und was er anschließend notiert, hat ihm jemand – auf deutsch – erzählt. Wie und warum Freiburg von Österreich an Savoyen gekommen, hört er in der Darstellung des savoyischen Parteigängers Jacob Cudrefin. Gutgläubig bedauert Waltheym den Verlust für das Haus Österreich und verurteilt die «treulosen und bösen Beamten». Die Schilderung vom guten, beinahe lockeren Verhältnis Freiburgs zur savoyischen Oberherrschaft macht ihm, weil bei seinem Herrn, dem Bischof von

[163] «d Zùnga cheere», Sensler Redensart für das Umschalten von Deutsch auf Französisch und umgekehrt.

[164] LÖTSCHER (wie Anm. 4), S. 136, 139, 143.

Magdeburg, in Ungnade gefallen, besonders großen Eindruck. All diesen Seltsamkeiten zum Trotz muß Freiburg auf ihn wie eine deutsche Stadt gewirkt haben. Ohne diesen Gesamteindruck hätte er anderntags nicht geschrieben, in Remund fange Savoyen und das Welschland an[165].

Auf den ersten Blick wird klar, daß man dem Sachsen mehr als nur einen Bären aufgebunden hat. Man hat ihm die wahren Gründe des Wechsels (1452) unterschlagen: die politisch, sozial und finanziell katastrophale Lage der Stadt nach dem verlorenen Zweifrontenkrieg (1447/48), den schmachvollen Frieden, die bürgerkriegsähnlichen Folgezustände, die Absetzung der Räte und den Landbrief Herzog Albrechts (1449) zugunsten der Landleute; statt dessen hat man ihm als einzige Ursache die zum Befreiungsmythos zurechtfrisierte Episode vom entführten Tafelsilber aufgetischt[166]. Was prahlerisch als Aufnahme Savoyens ins Burgrecht ausgegeben wird, war in Wirklichkeit eine durch den Staatsstreich der savoyischen Partei ins Werk gesetzte Unterwerfung; der Abbruch der Zähringerburg stand nicht im Zusammenhang mit dem Wechsel, war kein Burgenbruch im politischen Sinn. Verschwiegen wird dem Fremden auch, daß die Stadt sich schon 1454, zwei Jahre nach der Unterwerfung unter Savoyen, mit Bern versöhnte und sich seither unter dem Einfluß einer eidgenössischen Partei immer mehr den alemannischen Orten annähert, was sich unter anderem in zunehmender Wertschätzung des Deutschen als Amtssprache äußert[167]. Der Richtungswechsel gipfelt, noch bevor Waltheym wieder zu Hause ist, im Eintritt Freiburgs in den Krieg an der Seite der Eidgenossen – gegen Karl von Burgund und das mit ihm verbündete Savoyen.

Wer hat Waltheym falsch informiert? Ein Mitreisender, der die Geschichte aus zweitem oder drittem Mund vernommen? Ein

[165] Haas (wie Anm. 3), S. 16.

[166] Haas (wie Anm. 3), S. 23–27. Ausführlich dargestellt bei Albert Büchi, *Freiburgs Bruch mit Österreich, sein Übergang an Savoyen und Anschluß an die Eidgenossenschaft*, Freiburg 1897. Vgl. auch den Aufsatz von Willy Schulze, in diesem Band S. 131–173.

[167] Patrick Schnetzer, *Das Eindringen des Deutschen in die Stadtkanzlei Freiburg (1470–1500)*, in: FG 62 (1979/80), S. 85–135; Peter Boschung, *Freiburg, der erste zweisprachige Kanton*, in: FG 64 (1985/86), S. 109.

Ortsansässiger, der selbst nicht auf dem laufenden war und nur Cudrefins Darstellung kannte? Man sieht: Gewährsleute sind Glückssache... und Reiseberichte nicht immer in allen Stücken zuverlässige Geschichtsquellen.

Das Freiburg Platters war nicht mehr das Freiburg Waltheyms. Zwischen 1474 und 1552 hatten epocheprägende Ereignisse Europa erschüttert und auch die Schweiz in mancher Hinsicht umgestaltet. Nach dem Burgunderkrieg von Savoyen freigegeben, war Freiburg seit 1477 reichsunmittelbar, seit 1481 Bundesglied der alemannischen Eidgenossenschaft. Im Interesse guteidgenössischer Reputation bemühten sich die regierenden Gnädigen Herren während des 16. Jahrhunderts, in ihrer Machtzentrale, der Stadt Freiburg, der deutschen Sprache zur Alleinherrschaft zu verhelfen; Sprache, Sitten und Gebräuche der Vogteien blieben unangetastet. 1501 war auch Basel dem Bund beigetreten. Folglich kommt Platter 1552 nicht als Ausländer in die Saanestadt, sondern als Freundeidgenosse, der hier auf kein fremdes Idiom gefaßt sein muß. Von den tatsächlichen Sprachgebräuchen der Stadtbevölkerung *kann* ihm, vorwiegend zu nachtschlafender Zeit auf Besuch, begreiflicherweise nichts auffallen.

In der Tat: Im Gegensatz zum vielseitig interessierten Sachsen sieht, hört, vernimmt der Jüngling aus Basel von der Stadt und ihren Menschen nichts, was ihn zu einem Tagebucheintrag über sie ermuntern könnte. Was er wahrnimmt und umschreibt, ist nicht eine andere Sprache, es sind sichtbare Sachen. Was Le Roy Ladurie voreilig als Schritt in den romanischen Kulturraum deutet, ist erst eine Vorbereitung darauf, eine Voranzeige durch Unterschiede der Zivilisation, genau gesagt, durch regional unterschiedliche Dienstleistungen des Gastgewerbes: durch ungewohnte Umgangsformen und Einrichtungen, nie gesehene Nachtlager, Dinge, die der Herr Professor im Alter mit der bekannten, undurchsichtigen Formel «uf welsche manier tractieren und legen» abtut. Bei kritischer Untersuchung entpuppt sich diese als spätes Geständnis, der unerfahrene Knabe habe auf seiner ersten großen Reise schon am dritten Abend, schon im schweizerischen Freiburg feststellen müssen, daß hinsichtlich Lebensart und Unterkunft schon im Westen der Eidgenossenschaft manches anders sei als daheim in Basel, an-

ders als in den Gaststuben zu Liestal, Solothurn und Bern, wo man mittags gerastet und gespeist, und anders als in den Herbergen zu Langenbruck und Jegenstorf, wo man bisher übernachtet hatte[168].

Das Abenteuer der romanischen Sprache beginnt nicht in Freiburg, das dem Schläfer im «französischen» Bett Le Roy Laduries nichts zu sagen hat, sondern im Waadtland und in der Calvinstadt; jeden Tag wartet es mit neuen Überraschungen auf, und alle vertraut Felix Platter seinem Tagebuch an.

Warum er die Bauern und Bettler in der Waldspelunke als «safoisch» bezeichnet[169], ist nicht ohne weiteres verständlich. Man kann sich nicht vorstellen, er habe 1552 als Student und erst recht 1609 als Professor nicht gewußt, daß die Waadt seit 1536 nicht mehr savoyisch, sondern bernisch war. So ist anzunehmen, er habe mit «safoisch» die Sprache der unheimlichen Gäste gemeint, so wie wir heute manchmal für französischsprachig die sinnverwandten Wörter «welsch» oder «romand» einsetzen.

Bei der Übersicht über beide Werke wird einem schließlich bewußt, daß über alle Unterschiede hinweg eine wesentliche Gemeinsamkeit Hans von Waltheym und Felix Platter verbindet: die humanistische Gesinnung, die sich in der Achtung vor den besuchten Menschen und Orten äußert und in Berichten, frei von vorgefaßten Meinungen und von Verurteilungen, niederschlägt. Sie heben sich damit vorteilhaft von gewissen snobistischen Reiseschriftstellern des 18. und 19. Jahrhunderts ab, die Freiburg nach oberflächlicher Besichtigung verständnislos und überheblich als hinterwäldlerisch verspottet und damit eine üble Denkschablone in die Reiseliteratur eingeführt haben[170]. Zum Glück für die literarische Gattung und für uns hat das primitive Klischee als Vorlage ausgedient.

[168] Lötscher (wie Anm. 4), S. 131–133.
[169] Lötscher (wie Anm. 4), S. 133.
[170] Zeller (wie Anm. 2), S. 144, 145, 147, 184–186.